Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 57 (1972-1973)

Buchbesprechung: Anzeigen und Buchbesprechungen = Avis et comptes rendus = Avvisi e recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ANZEIGEN UND BUCHBESPRECHUNGEN
AVIS ET COMPTES RENDUS – AVVISI E RECENSIONI

A. ALLGEMEINES
GÉNÉRALITÉS – GENERALIA

Friedrich Wagner, Bibliographie der bayerischen Vor- und Frühgeschichte 1884–1959. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1964. 334 S.

Die Literatur zur bayerischen Vor- und Frühgeschichte ist weit verstreut und oft nur schwer zugänglich. Das legte schon lange den Wunsch nach einer übersichtlichen Zusammenfassung des Schrifttums nahe. Die vorliegende Bibliographie, erwachsen aus einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der Materie, umfasst 5500 einzelne Titel und erstreckt sich auf die Jahre 1884 bis 1959. An der Spitze stehen ein allgemeiner Teil mit den Schriften zur Bibliographie, zur Geschichte und Methode der Forschung, zum Museumswesen, ferner überregionale Werke, zusammenfassende Fundberichte, Monographien etc. Daran schliessen sich die einzelnen vor- und frühgeschichtlichen Perioden an. Sie sind wiederum nach sachlichen und topographischen Gesichtspunkten untergliedert. Zeitlich spannt die Bibliographie den Bogen von der älteren Steinzeit bis in das frühe Mittelalter, berücksichtigt aber in ihrem letzten Abschnitt auch noch Denkmäler des späteren Mittelalters, soweit sie für die Bodenforschung relevant sind. Auch einschlägige historische, sprachwissenschaftliche und naturwissenschaftliche Schriften wurden berücksichtigt. Ein Autoren- und zwei Ortsregister erleichtern die Benutzbarkeit des Bandes.

Josef Reitinger, Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte Österreichs. Band 3 (1939–1960). Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, Wien 1965. 368 S.

Nachschlagewerke sind heute eine unentbehrliche Voraussetzung für eine rationelle und zielstrebige Forschungsarbeit. Für den Raum Österreichs liegen bereits zwei Bibliographienbände von R. Pittioni vor. Der von J. Reitinger zusammengestellte 3. Band setzt das verdienstvolle Werk für die Jahre 1939–1960 fort. Im allgemeinen Teil finden sich die Abschnitte über Methodik, Paläethnolgie und Religionswissenschaft, Siedlungsgeographie und urgeschichtliche Almwirtschaft, Wirtschaft, Verkehr, Bergbau, Technologie, Pflanzenreste, Haustierfunde sowie Paläanthropologie. Es folgen die urgeschichtlichen Epochen vom Paläolithikum bis zur Latènezeit, nach Bundesländern aufgeteilt. Die erstmals berücksichtigte nachrömische Zeit gliedert sich in die Kapitel: Geschichte des Frühmittelalters; Historische Stämme und Steppenvölker im österreichischen Raum; Regionale nachrömische Archäologie; Hausberge, Burgställe und mittelalterliche Wallanlagen; Erdställe und mittelalterliche Höhlen; Mittelalterliche und frühneuzeitliche Schwarzhafnerkeramik; Germanische Altertumskunde, Grenzgebiete zur Volkskunde, mittelalterliche Kleinfunde. Die römische Zeit ist entfallen, weil hierüber eine spezielle Bibliographie von R. Noll in Pro Austria Romana laufend veröffentlicht wird; sie soll später zusammengefasst publiziert werden. Die vom Autor sorgfältig bearbeitete Bibliographie umfasst die beachtliche Zahl von 2174 Titeln.

Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte. Festschrift Herbert Jankuhn. Herausgegeben von M. Claus, W. Haarnagel und K. Raddatz. Karl Wachholz Verlag, Neumünster 1968. 438 S., zahlreiche Textabb., 31 Tafeln.

Die vielfältigen Verdienste von Herbert Jankuhn um die europäische Archäologie werden mit einer insgesamt 56 Aufsätze umfassenden Festschrift gebührend gewürdigt. Jeder Beitrag bringt wertvolles Neues zu Problemen aus allen Epochen: *A. Rust*, Zur Bedeutung der Hamburger Artefakte von Grömitz an der Ostsee. – *O. Trogmayer*, Ein Beitrag zur relativen Zeitstellung der älteren Linearkeramik. – *P. Patay*, Theiss-Kultur – Lengyel-Kultur. – *H. Schwabedissen*, Zwei Moorfunde der Steinzeit aus Schleswig-Holstein. – *R. Schütrumpf*, Die Datierung der beiden steinzeitlichen Moorfunde aus Schleswig-Holstein. – *G. Nobis*, Das «Rind» aus dem Warnsdorfer Moor bei Ratekau. – *E. Aner*, Das Grab von Øster Velling. – *C. Redlich*, Über die Herkunft figürlicher Darstellungen in der nordischen Bronzezeit. – *G. Jacob-Friesen*, Eine Pferdekopfkeule der frühen Eisenzeit aus Siebenbürgen. – *C. J. Becker*, Zum Problem der ältesten eisenzeitlichen Dörfer in Jütland. – *I. Kappel*, Eine Graphittonscherbe aus Aquileia. – *R. Schindler*, Zur Burgwallkeramik der Hunsrück-Eifel-Kultur. – *F. Tischler †*, Otto Tischler in La Tène. – *H. Eggers*, Aquileja und Pompeji. – *P. La Baume*, Römische Bernsteinarbeiten in Köln. – *H. v. Petrikovits*, Bemerkungen zur Westgrenze der römischen Provinz Niedergermanien. – *K. Raddatz*, Spätrömische Bronzen aus Güldenstein. – *R. v. Uslar*, Funerum nulla ambitio. – *F. Vittinghoff*, Die Bedeutung der Legionslager für die Entstehung der römischen Städte an der Donau und in Dakien. – *D. M. Wilson*, Anglo-Saxon Carpenters' Tools. – *D. Bohnsack*, Ein neues mittelalterliches Inschriften-Schwert aus der Elbe bei Hamburg. – *I. Borkovsky*, Die Befestigung der Prager Burg vom 9. bis zum 15. Jh. – *W. Coblenz*, Döben – Mutzschen – Dohna. – *O.-F. Gandert*, Ein slawischer Messerscheidenbeschlag aus Hansaschalenblech. – *R. Grenz*, Die Münzdatierung der slawischen Grabfunde im westslawischen Siedlungsgebiet. – *P. Grimm*, Zu den Landwehren des oberen Eichsfeldes. – *W. Holmqvist*, Frühgeschichtliche Haustypen auf Helgö. – *W. Janssen*, Mittelalterliche deutsche Keramik in Norwegen und ihre Bedeutung für die Handelsgeschichte. – *A. v. Müller*, Zur Herkunftsfrage der wikinger-

zeitlichen Berlocken von Aska Frälsegård, Schweden. – *W. Neugebauer*, Truso und Elbing, ein Beitrag zur Frühgeschichte des Weichselmündungsgebietes. – *G. Neumann*, Die Wüstung Hummelstedt bei Porstendorf, Kr. Jena, archäologisch und historisch. – *O. Rønneseth*, Das Zentrum der ältesten Mühlsteinindustrie in Norwegen. – *K. Schietzel*, Zur Frage einer wirtschaftlichen und sozialen Gliederung Haithabus. – *W. Schlesinger*, Beobachtungen zur Geschichte und Gestalt der Aachener Pfalz in der Zeit Karls des Grossen. – *A. C. Sós*, Das slawische Urnengräberfeld von Pókaszepetk, Pannonien. – *M. Stenberger*, Slawische Funde auf Öland. – *A. Gauert*, Norwegische Königssitze der Wikingerzeit. – *R. Turek*, Zur Ornamentik der mitteleuropäischen kleeblattförmigen Beschläge. – *Ch. Warnke*, Zur Problematik des thesaurierten Geldes im frühen Mittelalter. – *R. Wenskus*, Beobachtungen eines Historikers zum Verhältnis von Burgwall, Heiligtum und Siedlung im Gebiet der Prussen. – *G. Wrede*, Castrum und Curtis. – *J. Žak*, Die Frage nach dem Ursprung des Ringkettenmusters auf westslawischem Gebiet. – *C.-H. Seebach*, Kloster Drübeck. – *W. Krause*, Die Runica-Inschrift von Brunshausen. – *W. Lange*, Flokis Raben. – *W. Laur*, Theophore Ortsnamen und Kultstätten. – *P. E. Schramm*, Karl der Grosse und der Präsident der Vereinigten Staaten. – *K. J. Narr*, Frühe stadtartige Siedlungen. – *H. Kirchner*, Bemerkungen zu einer systematischen Opferfundforschung. – *B. Stjernquist*, Zur Problematik der siedlungsarchäologischen Forschung. – *G. Heberer*, Bemerkungen zur «Spektrumhypothese» der postaustralopithecinen pleistozänen Geschichte der (Eu)-Homininen. – *G. Oberbeck*, Einige Bemerkungen über die ländlichen Siedlungen der Färöer. – *H. Schmitz*, Der pollenanalytische Nachweis menschlicher Eingriffe in die natürliche Vegetation in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. – *G. Nobis*, Säugetiere in der Umwelt frühmenschlicher Kulturen. – *W. La Baume*, Der Gebrauch der Handspindel vom Altertum bis zur Neuzeit. – *W. Gronau*, Urtümlicher Fischfang auf Ostpreussens Seen.

Herbert Kühn, Wenn Steine reden – Die Sprache der Felsbilder. F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1966. 288 S., 75 Textabb., 65 Tafelabb.

Herbert Kühn, bekannt durch seine popularisierenden Werke über Ur- und Frühgeschichte und insbesondere über den Menschen der Eiszeit sowie dessen Kunst, widmet sich hier Denkmälern nacheiszeitlicher Kulturen. Es geht ihm diesmal um den Sinngehalt prähistorischer Ausdrucksformen in Bildern und Zeichen. Durch die Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse, vermittelt er dem Leser zunächst die Atmosphäre der Orte, an denen sich solche Monumente befinden, und versucht gleichzeitig in gewohnt fesselnder Art und Weise ihre schwer zu enträtselnden Formen zu deuten. Es ist eine ferne Welt der Magie und des Zaubers, des Mythos, der Sage und des Symbols: alles Zeugen des Versuchs der damaligen prähistorischen Menschen, ihre geistigen Wertvorstellungen sich bildhaft sichtbar zu machen. «Es sind seine Gehemnisse, die er eingegraben hat in diese Steine. Ihren Sinn herauszulösen aus dem Gewölk der Gestaltung, das Innerste zu erfassen an der Stelle, wo das Symbolhafte spricht», ist die Absicht des Autors. Das Unterfangen ist nicht einfach. Manche Deutung bleibt hypothetisch, weil der innerste Kern prähistorischer Vorstellungen dem heutigen Menschen vielfach verschlossen bleibt, auch wenn es dem Autor gelingt, in tiefere Schichten ihrer Bedeutung einzudringen. Rudolf Degen

Helvetia Antiqua. Beiträge zur Prähistorie und Archäologie der Schweiz. Festschrift für Emil Vogt. Herausgegeben von Rudolf Degen, Walter Drack und René Wyss, Zürich 1966. 34 Beiträge, 333 S., zahlr. Abb., Karten und Tafeln.

Zum 60. Geburtstag von Emil Vogt haben ihm Schüler und Kollegen die Festschrift «Helvetia Antiqua» gewidmet. Sie enthält 34 Beiträge, die in 7 Hauptkapitel unterteilt sind, so dass jede der ur-, bzw. frühgeschichtlichen Perioden mit mehreren Aufsätzen vertreten ist. Es ist für Emil Vogts Forschertätigkeit bezeichnend, dass die Mehrzahl der Autoren ihre Beiträge mit einer Anknüpfung an eine Arbeit von Emil Vogt beginnen, sei es in methodischer, sei es in chronologisch-typologischer Hinsicht.

Einige Aufsätze der «Helvetia Antiqua» behandeln längst bekannte Fundkomplexe, deren vollständige Publikation aber bisher fehlte. Funde früh- und spätbronzezeitlicher, eisenzeitlicher, römischer und frühmittelalterlicher Zeitstellung werden chronologisch eingeordnet und in einen gesamteuropäischen Zusammenhang gestellt. Es kommt dabei mehrfach zum Ausdruck, dass die Schweiz, durch ihre geographische Lage bedingt, während allen Perioden manchen Einflüssen ausgesetzt war, und dass immer wieder Impulse aus allen Himmelsrichtungen zu verschiedenen Zeitpunkten die kulturelle Entwicklung in unserem Gebiet bestimmt haben.

Andere Probleme werden mit Themen angeschnitten, die in den religiös-kultischen Bereich der prähistorischen Bevölkerung führen. Rückschlüsse auf Bestattungssitten, Jenseitsvorstellungen, Kult- und Opferbräuche sind von exakten und objektiven Beobachtungen während der Ausgrabung abhängig. Wenn auch in diesen Fragen äusserste Vorsicht am Platz ist, so gibt es doch Befunde, die nur durch die Ausübung kultischer Handlungen zustande gekommen sein können. Solche Beobachtungen tragen natürlich zur besseren Kenntnis dieser Bevölkerungsgruppen bei und vertiefen das Wissen über rein typologische und handwerkliche Beobachtungen hinaus.

Die Verzahnung zwischen Urgeschichte und Geschichte in römischer und frühmittelalterlicher Zeit ermöglichen differenziertere Aussagen, obwohl in den vorliegenden Aufsätzen grösstenteils mit rein prähistorischer Methode gearbeitet wird. Es kommt zum Ausdruck, dass militärische Fragen, die das Befestigungswesen und den Strassenbau betreffen sowie wirtschaftliche Fragen – diese beziehen sich auf Keramik, Handwerk und Handel – die vordringlichsten Anliegen der provinzialrömischen Forschung sind.

Für das Frühmittelalter stehen Probleme der sozialen Struktur der Völkerwanderungsleute, die komplizierten und vielschichtigen Vorgänge der Christianisierung und des Übergangs von römischer zu alamannischer Herrschaft im Vordergrund.

Dem auf das sorgfältigste redigierten und reich bebilderten Band ist ein Vorwort von Bundesrat Hans Peter Tschudi sowie das vollständige Verzeichnis der Veröffentlichungen von Emil Vogt (71 Einzeldarstellungen und 89 Buchbesprechungen) beigegeben.

Verzeichnis der Aufsätze: *H.-G. Bandi*, Zur Frage eines Bären- oder Opferkultes im ausgehenden Altpaläolithikum der alpinen Zonen. – *R. Wyss*, Mesolithische Harpunen in Mitteleuropa. – *W.-U. Guyan*, Zur Herstellung und Funktion einiger jungsteinzeitlicher Holzgeräte von Thayngen-Weier. – *M.-R. Sauter* / *A. Gallay*, A quoi se rattache le néolithique du Vallon des Vaux? (Chavannes-le-Chêne, Vaud). – *M. Sitterding*, Bourdonnette et Bois-de-Vaux,

deux complexes de l'âge de bronze ancien. – *E. Vonbank*, Frühbronzezeitliche Siedlungsfunde im Vorarlberger Rheintal. – *J. Speck*, Zwei frühbronzezeitliche Neufunde aus der Zentralschweiz. – *E. Sangmeister*, Die Sonderstellung der schweizerischen Frühbronzezeit-Kultur. – *W. Kimmig*, Weiningen und Harthausen. Ein Beitrag zu hochbronzezeitlichen Bestattungssitten im nordschweizerisch-südwestdeutschen Raum. – *B. Frei*, Zeugen der älteren Urnenfelderzeit aus dem Bereich des oberen Alpenrheins. – *H. Müller-Karpe*, Ein Bronzemesser von Zürich-Bauschanze. – *E. Sprockhoff*, Ein Geschenk aus dem Norden. – *W. Krämer*, Prähistorische Brandopferplätze. – *R. Pittioni*, Grächwil und Vix handelsgeschichtlich gesehen. – *W. Drack*, Gürtelhaken mit Zierblech der Stufe Hallstatt D/3 aus dem Jura und der Waadt. – *W. Dehn*, Die Doppelvogelkopffibel aus dem Val-de-Travers. – *J. M. de Navarro*, Swords and Scabbards of the La Tène Period with Incised Laddering. – *H. Jankuhn*, Zur Deutung der Tierknochenfunde aus La Tène. – *F. Maier*, Die Vindonissa-Roanne-Gruppe bemalter frühkaiserzeitlicher Keramik. – *H. R. Wiedemer*, Die Walenseeroute in frührömischer Zeit. – *H. Klumbach*, Eine oberitalische Relieftasse aus Giubiasco. – *V. von Gonzenbach*, Tiberische Gürtel- und Schwertscheidenbeschläge mit figürlichen Reliefs. – *H. Bögli*, Ein Heiligtum der Civitas Rauracorum. – *R. Fellmann*, Hölzerne Schwertgriffe aus dem Schutthügel von Vindonissa. – *A. Bruckner / H. Erb / E. Meyer*, Römische Votivaltäre aus dem Engadin und neue Inschriften aus Chur. – *E. Ettlinger*, Neues zur Terrasigillata-Fabrikation in der Schweiz. – *R. Laur-Belart*, Die Römerbrücken von Augst im hochrheinischen Strassennetz. – *A. Alföldi*, Ein Medaillon-Gefäss aus dem Rhonetal. – *R. Degen*, Zu einem frühchristlichen Grab aus Aventicum. – *E. Gersbach*, Das «Bürkli» bei Riburg im Aargau, eine spätrömische Befestigung? – *J. Werner*, Zu den donauländischen Beziehungen des alamannischen Gräberfeldes am alten Gotterbarmweg in Basel. – *R. Moosbrugger*, Die frühmittelalterliche Grabhügelnekropole Illnau. – *K. Böhner*, Spätrömische Kastelle und alamannische Ansiedlungen in der Schweiz. – *F.-O. Dubuis*, Archéologie, tradition et légendes.

Yvette Mottier

Ines Jucker, Aus der Antikensammlung des Bernischen Historischen Museums. Francke Verlag, Bern 1970. 116 S., 64 Taf.

Über die Geschichte dieses Antikenkabinetts orientieren die ersten Seiten, die Robert L. Wyss verdankt werden, und in denen ausführlich das Zustandekommen der einzigartigen Schenkung des Offizierkorps des 4. Schweizerischen Regiments in Diensten des Königs beider Sizilien nachgezeichnet wird, durch die 213 Vasen aus Nola anno 1830 in den Besitz der Stadt Bern gelangten. Das Antikenkabinett enthält auch sonst nur Stücke, die durch Schenkung, Tausch oder Kauf ins Museum gelangten, so dass man die Hydria von Grächwil, wohl das bedeutendste griechische Werk im Berner Historischen Museum, nicht hier findet, sondern mit allen andern Funden ‹aus eigenem Boden› in der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung suchen muss.

Der Aufschwung der Antikenbegeisterung, der in der Schenkung der bernischen Offiziere seinen Ausdruck gefunden hat, hielt offenbar – nach den übrigen Schenkungen zu urteilen – das ganze 19. Jahrhundert und bis zum 1. Weltkrieg an. Dann aber, so erfahren wir, wurde die Sammlung während etwa 5 Jahrzehnten nicht weiter vermehrt und war 20 Jahre lang überhaupt magaziniert. Auch ist seit dem ausführlichen Verzeichnis des Bestandes, das 1846 gedruckt wurde, bis zum vorliegenden Katalog keine Bearbeitung der Sammlung erfolgt. Dass nun seit 1964 ein Teil des Antikenkabinetts im ‹Nola-Saal› dem Publikum wieder zugänglich ist, und dass die Sammlung durch Ankäufe vermehrt und ergänzt wird, verdankt man der Initiative des Berner Ordinarius für klassische Archäologie, Hans Jucker, den neuen Katalog der 180 ausgestellten Stücke schrieb seine Frau.

Der Katalog ist sehr geschickt aufgeteilt in einen leicht lesbaren Text für den Museumsbesucher und einen Anmerkungsteil, der alle nötigen Angaben und Literaturhinweise zu den einzelnen Stücken für ein eingehenderes Studium enthält. Im Textteil wird nicht nur jedes Stück dem Betrachter in seiner Bedeutung erläutert, zu jeder Denkmälergattung wird auch eine vorbildlich knappe und doch anschauliche Einleitung gegeben. Da aus Griechenland vom Neolithikum an und aus Italien von der frühen Eisenzeit an die meisten Gattungen der Kleinkunst irgendwie vertreten sind, hat der Leser mit diesem handlichen Band eine kleine Kunstgeschichte der klassischen Mittelmeergebiete in der Hand.

Fast alle besprochenen Stücke sind auf 64 Tafeln abgebildet. Leider sind die Photographien der Bronzegegenstände und der Kleinplastik z. T. recht unbefriedigend, während die der bemalten Vasen meist besser ausfielen, aber auch sie sind in der Beleuchtung oft recht summarisch behandelt worden. Jedenfalls entsprechen die Aufnahmen, trotz mancher Detailwiedergabe, nicht dem liebevollen Eingehen auf die Eigenart jedes einzelnen Stückes im Text.

Auguste Bruckner

B. URGESCHICHTE
PRÉHISTOIRE – PREISTORIA

Al. Păunescu, Evoluția uneltelor și armelor de piatră cioplită descoperite pe teritoriul României (Die Entwicklung der zugeschlagenen Silexgeräte und Waffen in Rumänien). Biblioteca de Arheologie 15, Editura Acad. Republ. soc. România, Bucuresti, 1970. 359 S., 51 Bildtafeln, 4 Karten, 15 graphische Darstellungen. Zusammenfassung in Deutsch.

Das vorliegende Werk ist in rumänischer Sprache erschienen. Ziel des Verfassers ist es, eine umfassende Materialvorlage zu liefern, die weitere Schlüsse auf die Bedeutung der Silexgeräte und Waffen im Leben des prähistorischen Menschen in Rumänien gestattet.

Das Buch ist in 5 Kapitel gegliedert. In den ersten 3 Kapiteln werden die einzelnen Kulturen von der Pebble-Cultur bis zur spätbronzezeitlichen Noua-Kultur vorgestellt. Die Kulturbegriffe werden auf Grund ihrer charakteristischen Merkmale und Typenbestände definiert. Dabei finden wir neben Fragen der Herleitung, innern Gliederung und Verbreitung auch zahlreiche Literaturhinweise und Vergleiche zu west- und osteuropäischen Fundstellen der entsprechenden Stufe. Das 4. Kapitel gilt der Beschreibung des Rohstoffs. Hauptanliegen ist hier die petrologische Analyse und die Verbreitung der verschiedenen Mineralien und Gesteine. Daneben wird die Frage der Versorgung, der Werkstätten und des Handels der Rohstoffe erörtert. Das 5. Kapitel enthält schliesslich einige allgemeine Bemerkungen: Erläuterungen zur morphologischen Typologie, Hin-

weise über die Schlag- und Retuschiertechnik und einzelne Beobachtungen zur funktionellen Typologie der wichtigsten Werkzeug- und Waffentypen.

Die in diesen 5 Kapiteln vorgelegte Synthese wird in einem nach Kultur und Fundstelle geordneten Fundkatalog, 51 Bildtafeln und diversen graphischen Darstellungen über die %-Anteile der wichtigsten Typen innerhalb der verschiedenen Kulturen und Fundorte reich dokumentiert. Insgesamt wurden 66 paläolithische und epipaläolithische (inklusive Mesolithikum), 141 neolithische und eneolithische und 52 bronzezeitliche Fundstellen erfasst. Die geographische Lage der Stationen ist auf drei Übersichtskarten dargestellt. In einer vierten Karte wird die Verbreitung der Obsidian-Geräte zusammengefasst.

Trotz seiner fremdartigen Sprache ist das Werk auch dem westlichen Leser verständlich und nützlich. Die klare und übersichtliche Gliederung des Katalogs, die zahlreichen guten Zeichnungen und eine Zusammenfassung und Beschreibung der Abbildungen in französischer Sprache erleichtern das Verständnis und verhelfen uns trotz der weitgefassten Thematik zu einem guten Überblick über die Steingeräte Rumäniens. Ein kleiner aus dieser grossen Spannweite der Arbeit entschuldbarer Mangel ist das Fehlen systematischer Typentafeln für die einzelnen Kulturstufen. Eine auf einander abgestimmte, codifizierte Typenbezeichnung würde hier einen Vergleich der Typen verschiedener Fundorte erleichtern.

Wenn auch die über eine reine Materialvorlage hinausgehenden Schlussfolgerungen keine wesentlich neuen Erkenntnisse liefern, so beeindruckt doch die Tatsache, dass wir trotz der grossen Entfernung innerhalb der einzelnen Kulturen eine erstaunliche Übereinstimmung mit den west- und mitteleuropäischen Typen finden. So werden z. B. für das Epipaläolithikum grobe Campignien-Geräte und geometrische Mikrolithen genannt, die sich von den westlichen Tardenoisien-Typen kaum unterscheiden lassen. Zugeschlagene Silexbeile, z. T. mit geschliffener Schneide, sind auch im Neolithikum nicht selten. Sie erinnern in Form und Bearbeitung an die nordischen Feuersteinbeile. Tardenoisien-Formen überleben in zahlreichen neolithischen Fundbeständen, in den östlichsten Gebieten halten sie sich sogar bis an den Beginn der Bronzezeit. Allgemein lässt sich in der Bronzezeit eine abnehmende Bedeutung der Steingeräte beobachten, doch spielt die Steinindustrie gegenüber den Metallgeräten immer noch eine dominante Rolle. In den östlichsten Gebieten, gegen Süd-Russland, dauert die «Steinzeit» sogar bis in die ältere Hallstatt-Kultur an.

Dadurch, dass sich das rumänische Material durchaus an die Funde West- und Mitteleuropas anschliessen lässt, gewinnt die Arbeit mehr als nur nationale Bedeutung. Schliesslich ist das Werk durch zahlreiche Ausblicke auf andere östliche Staaten geeignet, die im westlichen Europa spärlichen Kenntnisse über den Forschungsstand im Osten zu erweitern.

Rolf d'Aujourd'hui

Christian Strahm, Die Gliederung der schnurkeramischen Kultur in der Schweiz. Acta Bernensia VI, Verlag Stämpfli, Bern 1971. 194 S., 40 Textabb., 7 Tab., 40 Taf. und 4 Karten.

Mit seiner Aufgabenstellung, die schnurkeramische Kultur in der Schweiz umfassend monographisch darzustellen, hat sich Chr. Strahm zweifellos eines der schwierigsten Sachgebiete der schweizerischen Urgeschichtsforschung vorgenommen. Wie er im Vorwort sagt, hätte eine vollständige Materialvorlage den Rahmen einer handlichen Übersicht gesprengt. Man darf wohl beifügen, es sei ihm auch ohne diese gelungen, sowohl einen Überblick über die Art des Fundmaterials wie über die sich damit stellenden Probleme zu geben. In geschickter Weise hat er die Materialvorlage auf drei repräsentative Fundkomplexe beschränkt, die hinsichtlich der zeitlichen Gliederung aber auch in bezug auf die unterschiedlichen Quellensituationen heute nur mehr in quantitativer, kaum aber in qualitativer Richtung vermehrt werden könnte.

Mit der Siedlung Zürich-Utoquai, deren Ausgrabungsergebnisse – was die schnurkeramische Kulturschicht betrifft – in ihrer ganzen Breite dargelegt werden, stellt er uns einen in jüngerer Zeit, wenn auch in Form einer Rettungsgrabung untersuchten Komplex vor, der uns neben der reichlich vorhandenen Keramik auch Einblick in das Gerätematerial aus Stein, Knochen, Hirschhorn und Holz gibt. Damit kann einmal mehr die Sonderstellung der schweizerischen Urgeschichtsforschung herausgestrichen werden, die für Kulturvergleiche nicht allein auf Gegenstände aus unvergänglichen Materialien angewiesen ist. Holzgefässe, Axt- bzw. Beilschäfte und Schäftungszwischenfutter aus Hirschhorn lassen deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen neolithischen Gruppen in der Schweiz schon anhand des heute publizierten Materials erkennen.

Diesem Fundkomplex vom Zürichsee steht jener von Sutz am Bielersee aus dem Jahre 1882 gegenüber. Bei diesem Vertreter der Grabungstätigkeit des letzten Jahrhunderts konnte über die Fundumstände so gut wie nichts ausgemacht werden. Darin zeigt sich eine der besonderen Schwierigkeiten der vorliegenden Arbeit, die nicht umhin kann, ältere Fundkomplexe mit z.T. schlechten Dokumentationsgrundlagen in Ermangelung besserer Quellen zu verwenden. Von Sutz 1882 legt Chr. Strahm eine Reihe von A-Äxten und ein keramisches Inventar vor, das sich vor allem durch das Fehlen ausgeprägter Dreiecksmuster und die gänzliche Abwesenheit von Wellenlinienmustern sowohl vom Inventar des Utoquai wie demjenigen von Schöfflisdorf unterscheidet.

Als dritten Komplex bespricht der Autor die soeben genannten Grabhügelfunde von Schöfflisdorf, indem er nicht nur das Kleinfundmaterial sondern auch die Grabformen – soweit aus den alten Ausgrabungsnotizen noch erschliessbar – einer genauen Betrachtung unterzieht. Quellenmässig ist hier die beste Vergleichsbasis zu den übrigen Funden aus dem riesigen Verbreitungsgebiet der Schnurkeramik gegeben; die Situation ist aber insofern recht kompliziert, als die Schöfflisdorfer Funde, in erster Linie natürlich wiederum die Keramik, gegenüber den beiden vorherigen Komplexen eine stilistisch absonderbare Einheit bilden.

Die ganze weitverzweigte Darstellung der Ergebnisse dieser Untersuchung startet von der Feststellung, dass die schnurkeramische Kultur in der Schweiz in drei Stufen aufgegliedert werden kann, entsprechend den drei vorgelegten Inventaren, wobei die Stufe Utoquai den grössten Anteil an den Funden aus Seeufersiedlungen der Nordost- wie der Westschweiz hat. Als älteste und einigermassen problematische Stufe kommt der sogenannte «Einheitshorizont» dazu, der in der Schweiz durch eine Reihe von Einzelfunden von A-Äxten als selbständiger Abschnitt – wenigstens hypothetisch – erscheint. Da nirgends auch nur zwei dieser Stufen in einer brauchbaren Stratigraphie enthalten sind, stellt sich die recht kniffelige Frage, wie sie sich zueinander verhalten. Über Formparallelisierungen mit der nordischen Stufengliederung der schnurkeramischen Kultur kommt Chr. Strahm zum Schluss, an den ältesten aber hypothe-

tischen Einheitshorizont sei in der Westschweiz die Stufe Sutz anzuschliessen, die der Bodengrabzeit und dem Anfang der Obergrabzeit entspreche, während die Stufen Schöfflisdorf und Utoquai in die Obergrabzeit zu datieren seien, wobei sich die Schöfflisdorfer Funde irgendwie zwischen die Stufen Sutz und Utoquai einschieben würden. Die Stufen Sutz und Schöfflisdorf werden als selbständige und einigermassen lokale Ausprägungen der Schnurkeramik geschildert, während die Stufe Utoquai als eigentliche «Erbin» des Einheitshorizontes dargestellt wird, die einen Teil dieses Erbes an die Frühbronzezeit weitergibt.

Aus dieser Darstellung geht in wünschbarer Deutlichkeit die komplizierte Situation am Ende des Neolithikums bzw. zu Beginn der Bronzezeit hervor, in welcher die schnurkeramische Kultur unter dem Einfluss der Glockenbecherkultur wie der Frühbronzezeit-Kultur steht. Der frühbronzezeitliche Einfluss macht sich vor allem durch das Vorkommen von Nachahmungen frühester Bronzeerzeugnisse geltend: Gewandnadeln mit «metallischen Formen» aus Knochen und Hirschhorn in verschiedenen Stationen der Stufe Utoquai zeugen von der gleichzeitigen Existenz jener Bronzevorbilder, deren Erscheinen terminologisch mit dem Anfang der Bronzezeit gleichgesetzt wird. Daraus wird die Formulierung verständlich, die späteste Schnurkeramik habe neben der Frühbronzezeit, parallel zu dieser bestanden.

Fragt man sich genauer, was unter «schnurkeramischer Kultur» bzw. «Frühbronzezeit-Kultur» gesellschaftlich-historisch zu verstehen sei, dringt man in die eigentliche Problematik der vorliegenden Arbeit ein. Was die sachliche Schilderung der Quellen, Datierungen usw. betrifft, ist an der Richtigkeit der Strahmschen Ausführungen kaum zu zweifeln. Bemüht man sich hingegen um historische Interpretationen, bleiben dem Leser verschiedene Wege offen, von denen der Autor einen mit einer gewissen Bestimmtheit auswählte. Legte man aber mehr Gewicht auf die Differenzen, die zwischen den einzelnen Quellentypen und ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung liegen, also z. B. darauf, ob man es mit Grabfunden, Siedlungsresten, Verzierungen, Formen oder Funktionen von Gefässen zu tun hat, mit lokalem Handwerk oder mit einer sich über weite Gebiete ausbreitenden neuen Technik wie der Bronzegiesserei und den damit verbundenen Modeströmungen, müsste zuerst einmal geklärt werden, was sich nebeneinander entwickeln konnte, ohne dass bereits von einem Nebeneinander von Kulturen, die immer Sache von Gesellschaften sind, gesprochen werden muss. Man möchte genauer wissen, was im einzelnen nebeneinander stand; waren es geschlossene Gesellschaften mit einer stark unterschiedlich fortgeschrittenen technologischen Entwicklung und klar trennbaren Stilvorstellungen, oder waren es alte neben neuen Techniken und Formen im Rahmen ein und derselben Gesellschaft, die sich um eine Synthese bemühte und dabei vielerlei Mischformen hervorbrachte, bevor sie sich in einer neuen Daseinsform konsolidierte? Oder spielten beide Möglichkeiten durcheinander und wie?

Chr. Strahm hält es für verfehlt, die Frühbronzezeit-Kultur wie sie etwa in der Stufe Reinecke A2/B1 in Baldegg oder Arbon «Bleiche» auftritt, für eine Weiterentwicklung der schnurkeramischen Kultur zu halten. Würde man sich aber auf die Entwicklung der Grobkeramik stützen, die in den Seeufersiedlungen am reichlichsten gefunden wird, stünde einer solchen Annahme m. E. nichts entgegen. Das einfachste Haushaltungsgerät, das im Rahmen des Fernhandels kaum eine Rolle gespielt haben dürfte, schiene uns die beste Grundlage, die kontinuierliche Entwicklung einer lokalen Bevölkerungsgruppe zu verfolgen. Von diesem Standpunkt aus kann die Frühbronzezeit-Kultur kaum als «grundverschieden» von der Schnurkeramischen bezeichnet werden, auch nicht was ihre bäuerlichen Grundlagen betrifft. Die Ausbreitung der Bronzetechnik scheint mir keineswegs notwendig mit Völkerwanderungen in Verbindung stehen zu müssen, es sei denn, diese könnten an guten Indizien längs einer Route verfolgt werden. Damit soll nicht behauptet werden, irgendwelche Infiltrationen seien ausgeschlossen, aber ich würde ihnen höchstens eine untergeordnete Nebenrolle zuschreiben, nicht fähig, den sich vollziehenden Wandel zu erklären. Es kann sich hier nur um eine Diskussion über Akzentsetzungen und abweichende Deutungen handeln, die nur deshalb möglich ist, weil das zur Verfügung stehende Quellenmaterial noch recht viele Lücken offenlässt. Von diesen Akzentsetzungen hängt dann aber doch das Bild ab, das man sich von den historischen Vorgängen zu skizzieren versucht. Deshalb möchten wir dem Autor die Frage entgegenhalten, ob seine Deutungen zwingend seien, ob der Gesichtspunkt eines sich kontinuierlich fortpflanzenden Hauptstromes der Bevölkerung über die etwas abstrakt gewordene Zäsur Spätneolithikum/Frühbronzezeit hinweg nicht vieles besser erklären könnte. Es ist ja gerade sein Verdienst, gezeigt zu haben, dass die Stufe Utoquai weder losgelöst von den Stufen Sutz und Schöfflisdorf noch unabhängig von der späteren, voll ausgebildeten Frühbronzezeit (A 2) verstanden werden kann. Nur scheint er uns, was den Gang dieser Entwicklung anbetrifft, in gewisser Weise Ursache und Wirkung zu vertauschen.

Bei all diesen Betrachtungen spielt es eine gewichtige Rolle, wie dicht man sich die Fundstreuung im zur Diskussion stehenden Zeitraum vorstellt. Auch in dieser Hinsicht sei mir eine Anregung gestattet: Ginge man davon aus, dass zwischen dem hypothetischen Einheitshorizont und den Siedlungen vom Typus Arbon «Bleiche» nur relativ kurze Perioden einen starken Fundanfall ergeben (gerade die zahlreichen Seeufersiedlungen könnten als Folge kurzperiodiger aber extrem günstiger Erhaltungsbedingungen verstanden werden, wie wir es im Zusammenhang mit den Ausgrabungen von Feldmeilen-Vorderfeld zu zeigen beabsichtigen), dass also zwischen den erhaltungsmässig bedingten Schwerpunkten, die als «Stufen» erscheinen, Epochen mit sehr dünner Fundstreuung liegen können, lässt sich viel von dem Nebeneinander in ein Nacheinander auflösen. Die zeitliche Perspektive des Archäologen lässt sich hier mit einem in die Ferne blickenden vergleichen, der die grossen Distanzen zwischen Berggipfeln im Hintergrund nicht sehen kann. Wir fragen uns deshalb, ob die Stufe Schöfflisdorf nicht leicht irgendwo zwischen Sutz und Utoquai liegen könnte, wie wir es auch für möglich halten, dass die Beile vom Typ Neyruz die einzigen Zeugen einer Periode sind, die zwischen der Stufe Utoquai und Arbon «Bleiche» liegen müsste. Gegen diese Annahme sprechen nach Chr. Strahm frühbronzezeitliche Einflüsse im späten schnurkeramischen Stil (Abb. 40). Aber hier stossen wir wiederum auf eine Frage der Interpretationsweise: Man kann in diesen «Einflüssen» auch die ersten Anzeichen eines neu aufkommenden Keramikstils sehen, der sich mit dem herkömmlichen Zierstil überlappt (Abb. 39), wobei ich die Stildifferenzen zwischen den beiden erwähnten Abbildungen gering achte, und mir leicht vorstellen kann, wie das eine aus dem andern hervorgegangen ist. Wie Chr. Strahm betont, haben wir selten die Möglichkeit, die Entstehung

einer Kultur in statu nascendi zu beobachten. Aber gerade hier könnte sie gegeben sein, indem die ersten Anfänge des späteren Stils im Rahmen des früheren als «Sonderformen» zuerst nur vereinzelt auftreten. Zu beachten wäre dabei, dass die Beispiele auf Abb. 40 alle aus der Westschweiz stammen, diejenigen auf Abb. 39 aus der Nordostschweiz. Wäre das kein Zufall, könnte es heissen, dass die Westschweiz gegenüber der Nordostschweiz einen leichten Vorsprung in der Stilentwicklung aufwies, ganz entgegen der Annahme, die Richtung der Einflüsse sei generell von Nordosten nach Südwesten anzugeben. Wie dem auch sei, ein schöneres Beispiel für einen kontinuierlichen Stilübergang selbst verzierter Keramik hätte uns der Autor nicht vorführen können.

Trotz all meiner Einwände bleibt das Problem der Bronzenachahmungen, das aber primär nichts mit der Kontinuitätsfrage zu tun hat. Dass anfänglich die Vorbilder aus Bronze (oder Kupfer?) sehr selten gewesen sein können, lässt nicht ausschliessen, dass sie zur Zeit der Stufe Utoquai auch in der Schweiz existierten, wiewohl kaum hier erfunden wurden. Benachbarte Gesellschaften mögen zu dieser Zeit tatsächlich ein weiter fortgeschrittenes Bronzehandwerk gekannt haben, wobei in den einzelnen Fällen abgeklärt werden müsste, ob nicht auch jene Gruppen aus «ehemaligen Schnurkeramikern» bestünden. Das gilt natürlich nicht für die Glockenbecherleute und die Remedello-Kultur als Vorläufer des späteren «Blechstils» nach E. Vogt. In diesem Sinne ist die These Strahms von der Gleichzeitigkeit der Stufe Utoquai mit den Anfängen der europäischen Frühbronzezeit durchaus zu akzeptieren.

Verfolgen wir das Kontinuitätsproblem von der Stufe Utoquai an nach rückwärts und unter Berücksichtigung der angedeuteten Vorstellung, wonach die vorhandenen Quellen die Entwicklung nicht lückenlos wiedergeben müssen, steht auch der Möglichkeit einer nur durch wechselnde Erhaltungschancen scheinbar unterbrochenen aber tatsächlich durchgehenden Entwicklung im zeitlichen Nacheinander von der Stufe Sutz über Schöfflisdorf zur Stufe Utoquai nichts gewichtiges im Wege. Da Sutz einstweilen der einzige Komplex seiner Art ist, bleibt es offen, ob die Verbreitung dieser Stufe nicht auch die Nordostschweiz decke. In einer durch das Fehlen von Seeufersiedlungen erklärbaren Lücke zwischen den Stufen Sutz und Utoquai würde das Material von Schöfflisdorf als missing link auftreten, worin zumindest der Beginn der Dreiecksmuster zeitlich fixiert würde, sieht man von ersten Anklängen dieser Zierart in Sutz (Tafel 30, 2) ab. So gäbe die Stufe Schöfflisdorf, deren Verbreitungsgebiet – nimmt man Sarmenstorf dazu – jedenfalls nicht ganz neben dem schweizerischen Mittelland liegt, die Voraussetzung zum Verständnis der späteren Zierformen, bei denen zu den Dreiecken die Wellenlinien treten, die aber in plastischer Form schon auf Töpfen von Sutz vorkommen (Tafel 34). Damit wäre die «Sonderstellung» der Stufe Schöfflisdorf als einzigem Vertreter eines ganzen Zeitabschnittes genügend erklärt, ist doch, wie auch Chr. Strahm betont (S. 113), Tonware aus Gräbern nur mit Vorsicht mit Siedlungsfunden zu vergleichen. Dieses Inventar ist nicht zuletzt deshalb klein, weil darin die gewöhlichen Töpfe fehlen, die am geeignetsten wären, die Kontinuität zu belegen. Es sollte deshalb nicht dazu verführen, unnötige Folgerungen etwa im Sinne einer Einwanderung zu ziehen.

Mit diesen Bemerkungen wollte der Rezensent zeigen, wie sich die von Chr. Strahm dargestellten Verhältnisse durchaus auch zu Gunsten einer Betrachtungsweise heranziehen lassen, die sehr viel stärker die Kontinuität am Übergang vom Spätneolithikum zur Frühbronzezeit betont. Damit wäre der Ausgangspunkt zu einer Diskussion gegeben, in der sich zwei komplementäre Aspekte der Deutung gegenüberstehen würden. Bessere Quellen und weitere Forschung werden zeigen, wie die beiden Gesichtspunkte gegeneinander abzuwägen sind. Wir können Chr. Strahm dankbar sein, dass er diese hochinteressanten Probleme ans Licht gezogen und damit einer – im übrigen freundschaftlich gemeinten – Auseinandersetzung zugänglich gemacht hat, worin wir schliesslich den wissenschaftlichen Fortschritt sehen möchten. Josef Winiger

Gernot Jacob-Friesen, Bronzezeitliche Lanzenspitzen Norddeutschlands und Skandinaviens. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover Band 17. August Lax, Hildesheim 1967. Textband: 422 S., 1 Abb. (Katalogteil von S. 289–387); Tafelband: 187 Tafeln, 16 Karten und 2 Tabellen.

Der Titel dieser Habilitationsschrift verrät nicht, dass sie auch mit Vorteil bei Behandlung von Problemen der Bronzezeit in mittleren und sogar südlicheren Europa herangezogen wird. Der erste Teil – gut ein Viertel des Textes – ist ausschliesslich methodischen und vor allem allgemein chronologischen Fragen Nord- und Mitteleuropas gewidmet. Der Verfasser zeigt die Schwächen der verschiedenen Periodisierungen seit Montelius und Reinecke auf. Er kommt zum Schluss, dass eine sehr weitgehende Gliederung einfach noch nicht möglich ist und dass das System von Montelius mit wenigen Modifikationen noch durchaus benützt werden kann.

Wie gründlich sich der Verfasser auch mit Arbeiten über weiter von seinem zentralen Studiengebiet gelegenen Fundgruppen befasste, zeigt z. B. die aufmerksame und berechtigte Kritik an der Dreiteilung der Stufe Ha B durch Müller-Karpe.

In der eigentlichen Studie über die Lanzenspitzen werden rund 20 verschiedene Typen herausgearbeitet und deren Datierung und Verbreitung diskutiert. Der Verfasser kann dabei manche Fehleinschätzungen anderer Autoren berichtigen. Den Schweizer Archäologen dürfte vor allem interessieren, dass sowohl in Text und Bild der grösste Teil der Lanzenspitzen unseres Landes mitbehandelt worden ist. Der Verfasser kommt in den letzten Kapiteln mehrfach auf die Beziehungen unseres Gebietes mit dem Norden zu sprechen. Wenn er dabei gewisse Motive als vom «Pfahlbaukreis» übernommen betrachtet, so wird uns deutlich, wie wichtig eine vollständige Bestandesaufnahme sämtlicher Bronzen aus unseren Seeufersiedlungen wäre. Erst dann könnten wir die Herkunft manches Stilelementes (Ost- oder Westschweiz, Ostfrankreich, Oberrhein u. a. m.) präzisieren.

Etwas schade finden wir, dass der Verfasser weder in seinem ersten noch in seinem zweiten Teil den Inhalt tabellarisch zusammenfasst. Ein Schema der verschiedenen Periodisierungsversuche sowie eine Typentabelle hätten dem Leser das Durcharbeiten des ohnehin nicht leichten Textes wesentlich erleichtert. Bewundernd stellen wir jedoch fest, was für ein riesiges Material an Originalfunden und Fachliteratur hier bewältigt worden ist. Diese Arbeit wird man immer wieder zu Rate ziehen. U. Ruoff

Friedrich Laux, Die Bronzezeit in der Lüneburger Heide. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover, Band 18. August Lax, Hildesheim 1971. 18 Tab., 1 Faltplan, 33 Karten, 82 Tafeln.

Friedrich Laux legt die bronzezeitlichen Funde der Lüneburger Heide vor mit aller wünschenswerten methodischen

Klarheit und Genauigkeit, die dem Leser den Überblick über das vorhandene Fundmaterial und die zur Auswertung verwendeten Befunde erlauben. Die gebietsmässige Begrenzung der Arbeit auf die Lüneburger Heide als einer geschlossenen Kulturgruppe basiert vor allem auf den Vorarbeiten von Holste und Sprockhoff. Der behandelte Zeitraum entspricht im südwestdeutsch-schweizerischen Gebiet ungefähr der Mittleren und der frühen Späten Bronzezeit. Ausgangspunkt und Grundlage der Arbeit bilden die geschlossenen Grabfunde, deren Zahl genügend gross ist, um über die Hauptthemen Tracht, Bewaffnung und Chronologie gesicherte Aussagen zu erlauben. Da Siedlungsfunde völlig fehlen, sind Aussagen wirtschaftlicher Art nicht möglich oder können nur indirekt und andeutungsweise aus einzelnen Importstücken, die Handelskontakte vermuten lassen, gefolgert werden.

Ein erstes grösseres Kapitel «Quellen und Stand der Forschung» schildert kurz Zahl und Verbreitung der einzelnen Fundgattungen im Arbeitsgebiet, um dann recht ausgedehnt und detailliert die Geschichte des Fundgutes in Museen und Sammlungen darzustellen. Das zahlenmässige Verhältnis der einzelnen Fundgattungen zueinander weicht nicht stark von dem Bild ab, das sich auch in der Schweiz in der frühen und mittleren Bronzezeit bietet: zahlenmässig weit überwiegend sind die Einzelfunde, es folgen die Grabfunde, in geringerer Menge die Hortfunde, und schliesslich – in der Lüneburger Heide vollkommen fehlend – die Siedlungsfunde. Sehr schön kommt im Kapitel über die Fundgeschichte der grosse Einfluss einzelner Forscherpersönlichkeiten auf die Fundmenge eines Teilgebietes zum Ausdruck, doch würde man im ganzen gesehen, die Angaben über die Entwicklung der verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen und die Tabellen mit Fundortberichtigungen eher im Rahmen des Kataloges erwarten, als im Kapitel zum Stand der Forschung. Die gründliche Aufarbeitung alter Funde und Fundberichte erlaubte dem Verfasser jedoch eine beträchtliche Vermehrung der Fundkomplexe, indem es ihm gelang, vermeintliche Einzelfunde wieder in ihren ursprünglichen Fundverband zu stellen.

Das zweite Hauptkapitel behandelt die Formenkunde. Die Funde werden nach Art und Funktion getrennt vorgelegt, die einzelnen Funktionstypen, wie Fibeln, Kopfschmuck, Halsschmuck etc. wiederum werden typologisch aufgeschlüsselt. Vorbildlich ist die knappe, genaue Form dieser Aufstellungen, denen jeweils die Angaben über die Anzahl der entsprechenden Stücke und ihrer Fundorte, das Verbreitungsgebiet und die Zeitstellung vorangestellt sind, dazu die Verweise auf Tafel- und Katalognummern. Die Angaben der Zeitstellung sind – wie Laux ausdrücklich festhält – eine Vorwegnahme der Resultate des anschliessenden Kapitels «Chronologische Erwägungen», greifen also dem streng methodischen Aufbau der ganzen Arbeit etwas vor, was übrigens keineswegs e nen Mangel darstellt, sondern im Gegenteil dem Leser des Buches ausserordentlich nützlich ist. Die Analyse und Beschreibung des Fundmaterials führt zu der Feststellung, dass ein Anschluss an die nordische Chronologie nach Montelius nicht möglich ist, da die Unterschiede zwischen nordischem Kreis und der Lüneburger Gruppe in Art und Typenbestand grundlegend sind. Da auch zum Fundmaterial der südlich angrenzenden Gruppen wesentliche Unterschiede festzustellen sind, versucht Laux allein aus dem Material seines Arbeitsgebietes eine chronologische Gliederung zu erarbeiten. Da ihm eine relativ grosse Zahl von geschlossenen Fundkomplexen aus Gräbern zur Verfügung steht, arbeitet er vor allem mit Fundkombinationen, für die er – nach Frauen- und Männerinventaren getrennt – in tabellarischer Darstellung die chronologische Entwicklung aufzeigt. Zur Kontrolle der typologisch-chronologischen Unterteilung der einzelnen Objektgruppen werden Verbreitungskarten beigezogen, die das räumliche Nebeneinander oder zeitliche Nacheinander einzelner Typen nachweisen lassen.

Der chronologische Ablauf wird für jede bei der Fundbeschreibung als eigenständiges Gebiet erkannte Teillandschaft der Lüneburger Heide gesondert erarbeitet, so dass sich schlussendlich fünf verschiedene chronologische Abläufe ergeben: zwei regional verschiedene Entwicklungsreihen für die Beigaben aus Männergräbern und drei regional verschiedene Entwicklungsreihen für die Beigaben aus Frauengräbern. Für die Frauengräber werden drei, bzw. vier, Zeitgruppen aufgestellt, für die Männergräber fünf. Der Beginn einer Zeitgruppe wird mit dem Auftreten neuer Elemente in Schmuckkombination oder Bewaffnung angesetzt. Eine solche feingestaffelte Chronologie entspricht natürlich sehr viel besser einem konkret vorstellbaren Verlauf kulturgeschichtlicher Entwicklung, denn wo nicht grosse epochale Einschnitte, deren Ursachen uns in urgeschichtlicher Zeit meist unbekannt sind, Veränderungen des gesamten Kulturgutes bewirken, werden modische Veränderungen der Schmuckkombination, das heisst in der Tracht, nicht unbedingt gleichzeitig erfolgen, wie das Auftreten eines neuen Bewaffnungstyps, der im Zusammenhang steht mit einer neuen Kampftechnik. Schwieriger vorstellbar wird diese Feineinteilung bei Darstellungen wie zum Beispiel Tabelle 16 oder 17, wo kleine Verschiebungen am Ende der Zeitgruppe II bei den Männergräbern im Ilmenau Tal und in der Nord- und Südheide, oder beim Ende der Zeitgruppe II bei den Frauengräbern in Nordheide und oberer Ilmenau angegeben sind. Wo es um so kleine Zeiträume geht, kann eine Zeitgruppeneinteilung, die ja notwendigerweise schematisch ist, den tatsächlichen Verhältnissen nicht mehr genügen, denn die Umstellung vom Tragen einer älteren zum Tragen einer jüngeren Schmuckkombination wird kaum weniger als die Lebenszeit von ein bis zwei Generationen beansprucht haben. Um eine effektive Verspätung dieser Umstellung in der einen Gruppe einer andern Gruppe gegenüber nachweisen zu können, wäre wohl eine grössere Anzahl von entsprechenden Fundkomplexen notwendig. Als reine Darstellung der vorhandenen Funde in ihrem typologisch-chronologischen Verhaltnis sind die Abstufungen dieser Zeittabellen natürlich durchaus berechtigt.

Den chronologischen Untersuchungen folgen Darstellungen von Bestattungsarten, Schmuckbrauchtum und Bewaffnung. Der anschliessend angestellte Vergleich von Schmuck und Bewaffnung in der Lüneburger Heide und von Schmuck und Bewaffnung in den umliegenden Gebieten zeigt die wechselnden Beziehungen der Lüneburger Teilgebiete zu ihren Nachbarn auf, führt jedoch zusammenfassend zu der Feststellung, dass die Bronzezeit der Lüneburger Heide als «Nördlichster Ausläufer der süddeutschen Bronzezeitgruppen» betrachtet werden müsse. Eine genauere chronologische Parallelisierung der Lüneburger Bronzezeit mit den süddeutschen Bronzezeitgruppen ist bisher nicht gelungen und dürfte bei der beträchtlichen Verschiedenheit der süddeutschen Bronzezeitgruppen unter sich auch nicht einfach sein.

Eine ausführliche Bibliographie, Katalog, alphabetisches Verzeichnis der Fundorte und ein Sach- und Typenver-

zeichnis ergänzen die Vorlage und Diskussion des Fundmaterials, 82 Tafeln mit ausserordentlich sorgfältigen, vom Verfasser hergestellten Zeichnungen präsentieren die wichtigsten Funde. Die ganze Arbeit ist in ihrer klaren Gliederung und präzisen Ausführung äusserst nützlich und gut verwendbar. Christin Osterwalder

C. FRÜHGESCHICHTE
ANTIQUITÉ ET HAUT MOYEN ÂGE
ANTICHITÀ E ALTO MEDIO EVO

Thomas Pekáry, Die Fundmünzen von Vindonissa. Gesellschaft Pro Vindonissa, Brugg 1971. 127 S., 10 Tafeln, 1 Faltplan.

Als Fortsetzung des Werkes von C. M. Kraay über die Münzfunde bis Trajan beschreibt der Verfasser die in Vindonissa gefundenen Münzen aus der Zeit von Hadrian bis zum Ausgang der Römerherrschaft. In einem Katalog von 93 Seiten werden insgesamt 2318 Nummern mit exakten Angaben über Nominal, Umschrift und Münzstätte sowie 11 Unika und besonders interessante Einzelstücke zusammengestellt. Die Auswertung wird im Kapitel «Die Geschichte von Vindonissa im Spiegel der Münzen» dargeboten. Das in Vindonissa in den Boden geratene Geld spiegelt tatsächlich die Geschichte des Ortes wider. Der Verfasser bemüht sich, die Zusammenhänge zwischen der Münzstatistik und geschichtlichen Entwicklung zu erfassen. Gewiss, die Münzen sind eine kleine Basis, um die Entwicklung zu rekonstruieren. Ihre Aussagekraft ist aber sehr bedeutend, so dass weitgehende Hypothesen durchaus berechtigt sind. So gibt etwa die Auswertung der Münzstätten deutliche Hinweise auf die Herkunft der Soldleistungen, was den Verfasser dazu führt, Rekonstruktionen der Herrschaftsverhältnisse z. B. während der Spannungen zwischen Rom und der gallischen Gegenkaiser in der 2. Hälfte des 3. Jh. zu versuchen.

Mit der Verschiebung der römischen Truppen von Vindonissa an den Donaulimes unter Kaiser Trajan versiegte der Geldzufluss für die Soldleistungen Roms an die Soldaten, was sich am Fundmaterial deutlich ablesen lässt. Die Zahl der Münzfunde nimmt ab; die Siedlung verarmte. Erst mit der Rückverlegung der Grenze an den Rhein in der 2. Hälfte des 3. Jh. erhielt Vindonissa wieder militärische Bedeutung. Von diesem Zeitpunkt an treten wieder vermehrt Münzfunde auf bis zum Abzug der Truppen um 400 n. Chr. In der Annahme, dass Münzen in Vindonissa insbesondere auch Indikatoren für die Anwesenheit von Truppen sind, werden aus der Mengenstatistik sorgfältig Schlussfolgerungen auf deren Stationierung und Stärke gezogen, zum Teil im Gegensatz zu bisherigen Auffassungen. So etwa vermutet der Verfasser, dass während der diokletianischen Zeit die Truppen nicht in Vindonissa, sondern weiter nördlich an der Grenze und eine kleinere Einheit vielleicht im bisher in die Zeit Valentinians datierten Kastell Altenburg bei Brugg lagen.

Die für die Erforschung von Vindonissa wertvolle und anregende Studie von Th. Pekáry enthält schliesslich noch einen interessanten Abschnitt «Fundorte-Topographie», worin die Münzen auch hinsichtlich ihres Aussagewertes über die Abfolge und Ausdehnung des besiedelten Areals ausgewertet werden. Rudolf Degen

Günter Ulbert, Das römische Donau-Kastell Risstissen, Teil 1: Die Funde aus Metall, Horn und Knochen. Urkunden zur Vor- und Frügeschichte aus Südwürttemberg-Hohenzollern, Heft 4. Mit Beiträgen von S. Schiek. Verlag Müller & Gräff, Stuttgart 1970. 65 S. Text, 5 Abb. i. T., 40 Tafeln, davon 7 Autotypien.

Nach dem vorläufigen Abschluss der Untersuchungen in den claudisch-vespasianischen Kastellen bei Risstissen sollen die Ergebnisse in verschiedenen Einzelarbeiten veröffentlicht werden. «Das vorliegende erste Heft enthält die Fundstücke aus Metall, Horn und Knochen aus den Grabungen der Jahre 1959, 1960 und 1967 sowie die Gegenstände aus der ehemaligen Sammlung Schwarz und einen im Württembergischen Landesmuseum mit der Fundortangabe ‹Laupheim› bezeichneten Bestand, der jedoch wohl von dem Laupheim benachtbarten Risstissen stammt.» (Aus dem Vorwort.) Grundlegendes zum Fundgut ist nach einer kurzen Einleitung, in der S. Schiek Geschichte und Forschung des Kastelles Risstissen aufzeigt, im Kapitel «Bemerkungen zu einzelnen Fundgattungen» geboten, und zwar zu den Münzen, Fibeln, dem Schienenpanzer und den Dolchscheiden. Zur letzten Gattung ist eine umfassende «Liste römischer Dolchscheiden mit Tauschierung und Emailverzierung» über fast zwei Seiten beigegeben. – Der Hauptteil, über die Seiten 20–48 sich hinziehend, ist dem Fundkatalog gewidmet. Er umfasst: «die Funde der Grabungen 1959, 1960 und 1967», dann «die Funde aus der Sammlung Schwarz» und «wahrscheinlich aus Risstissen stammende Funde». Der Katalog begnügt sich nicht bloss mit einer möglichst genauen Beschreibung der Einzelstücke, sondern enthält noch zahlreiche knappe Literaturhinweise auf Vergleichsmaterial. Zusammen mit den klaren Zeichnungen und guten Photographien hat G. Ulbert hier ein sehr nützliches Handbuch erarbeitet, welches zweifellos vorab Bearbeitern römischer Militärfundplätze grosse Dienste leisten wird. Walter Drack

Leslie P. Wenham u. a., The Romano-British Cemetery at Trentholm Drive, York. Archaeological Reports Nr. 5. Her Majesty's Stationery Office, London 1968. XII u. 223 S., 47 Textabb., 53 Taf.

Der vorliegende Band behandelt einen Ausschnitt aus einem grossen römerzeitlichen Gräberfeld mit Brand- und Körperbestattungen an der nach Südwesten führenden römischen Ausfallstrasse von York (Eburacum) nach Tadcaster. Die umfangreiche Publikation ist in drei Teile gegliedert: In Part I (S. VII–110) wird die archäologische Beschreibung der Grabung und deren Auswertung durch den Verf. vorgelegt, mit Beiträgen von G. Simpson und E. Birley (Terra Sigillata), J. P. Gillam (Gebrauchs- und Firnisware), W. V. Wade (†) und J. P. C. Kent (Münzen) und D. B. Harden (Gläser und übrige Kleinfunde). In vier Addenda werden Holz, Kohle, Tierknochen und Bodenverhältnisse untersucht. Part II (S. 113–174) stammt von R. Warwick und ist der anthropologischen Bearbeitung des umfangreichen Skelettmaterials gewidmet, an den Part III (S. 179–216) mit der Untersuchung der Zähne durch C. Cooke und T. C. Rowbotham anschliesst. Von den 53 Phototafeln sind nur 15 dem archäologischen Befund gewidmet, die restlichen dienen der Illustration des anthropologischen.

Die Gräber wurden in den Jahren 1951–59 beim Trentholm Drive im südlichen Stadtgebiet des heutigen York

auf verschiedenen Flächen (Schnitt 1–13) ausgegraben; in Schnitt 5 wurde ausserdem die Schuttablagerung eines Verbrennungsplatzes angeschnitten (S. 21ff.). Auf den Flächen zerstreut konnten noch 53 Brandbestattungen – alles Urnengräber – mit spärlichen Beigaben geborgen werden, die etwa vom zweiten Drittel des 2. Jahrhunderts bis ins letzte Viertel des 3. Jahrhunderts reichen (Katalog S. 28ff.). Weitere Brandgräber waren zerstört, was sich auch an den vielen nicht mehr zuweisbaren Funden zeigt. Als Urnen wurden stets grössere Töpfe einheimischer Fabrikation verwendet. Die Beigaben, wenig Terra Sigillata, Feinkeramik und Glas, die spärlichen Kleinfunde und Münzen wurden in der Regel mit den Toten auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Interessant ist, dass nach der Wende zum 3. Jahrhundert die Sigillatabeigabe aufhört (S. 46).

Im gleichen Areal, neben, unter und über den Brandbestattungen fanden sich Körpergräber. Der Anthropologe ermittelte eine Anzahl von etwa 350 Individuen (Katalog S. 129ff.). Nach den wenigen datierbaren Beigaben, vor allem der Keramik (S. 48f.) wie auch nach dem Befund von Gräberüberlagerungen (S. 36 sub VI u. S. 49) beginnen die Körpergräber anscheinend nicht erst um 200, wie Verf. S. 33 schreibt, sondern noch vor der Mitte des 2. Jahrhunderts, d. h. doch wohl gleichzeitig mit den Brandgräbern und gehen bis an das Ende des 4. Jahrhunderts, wie besonders die Münzverteilung in den Schnitten 11 und 12 mit fast ausschliesslich spätrömischen Prägungen zeigt (S. 88, Nrn. 39, 40, 44–47). Nur 35 Körpergräbern konnten noch Keramik, spärlicher Schmuck und 7 Münzen als Beigaben zugewiesen werden; die Münzen nur deshalb, weil 5 davon als Oboloi verwendet wurden. Es sind Prägungen von Claudius (1 ×), Trajan (3 ×) und Antoninus Pius (1 ×). Leider sind diese Obolusgräber bis auf eines beigabenlos und ihre genaue Zeitstellung nicht untersucht.

Da die Körpergräber, besonders in Schnitt 2, dicht und in verschiedenster Orientierung lagen, wurden sie bei der Ausgrabung in 3 (bzw. 2) «Schichten» von je 75 cm freigelegt (S. 11) und die wichtigsten Flächen auf einem Planum festgehalten (Fig. 9–11, 13–14, 16). Die vom Verf. S. 38 hervorgehobenen vielen Körperhaltungen treten vor allem in der seichten Schicht 1 von Schnitt 2 auf (Fig. 9) und sind doch wohl durch sekundäre Verschiebungen zustandegekommen. Aus den weit weniger oder gar nicht gestörten Gräbern der tieferen Schichten (Fig. 10–11) kann man ersehen, dass neben der überwiegenden Rückenbestattung mit verschiedenen Armhaltungen Seitenlage mit leicht angezogenen Beinen (z. B. Grab 184, 194) und eigentliche Hocker (z. B. Grab 134) vorkommen. Interessant ist der Hinweis des Verf., dass gerade Kinder und Jugendliche in dieser Stellung (Schlafstellung?) begraben wurden. Die letzteren beiden Haltungen sind der Rez. auch von kaiserzeitlichen Körpergräbern auf dem Kontinent bekannt.

Im Grabbau treten zwei Bestattungen besonders hervor: Grab 17 mit einer Trockenmauerumfassung um den Holzsarg (S. 42ff. und Taf. XII), das nach einem mitgefundenen Faltenbecher ans Ende des 3. oder den Anfang des 4. Jahrhunderts gehört und der monolithische behauene Sandsteinsarkophag mit der beigabenlosen Bestattung 196 (S. 40ff. und Taf. XI). Nach den beiden später bestatteten Urnengräbern 9 und 10 des frühen dritten Jahrhunderts (S. 29) ist der Sarkophag nicht, wie Verf. S. 40 meint, «sometime before 270» in den Boden gekommen, sondern spätestens um die Wende zum 3. Jahrhundert.

Trotz dem (keinem Grab mehr zuweisbaren) Schildbuckel (Fig. 37) möchte man die Gräber, wie Verf. – im Gegensatz zum Anthropologen – vorschlägt, der einfachen zivilen und nach der Keramik zu schliessen zweifellos einheimischen Bevölkerung zuweisen.

Das vorliegende Buch ist mit grosser Sorgfalt herausgegeben worden. Verständlicherweise sind die einzelnen Funde, da vergleichsweise nur wenige geschlossenen Inventaren zugewiesen werden konnten, nach Materialgruppen abgebildet und beschrieben. Die nötigen Querverweise fehlen nie, doch ist das Buch keine richtige Einheit geworden, da Verf. die Ergebnisse der Sachbearbeiter nicht immer voll ausgewertet hat, wie z. B. die Datierung der Körpergräber zeigt. Dank dem reichen Material sind die Gräber vom Trentholm Drive in York auch für den Kontinent ein interessanter Beitrag zur Kenntnis der römerzeitlichen Friedhöfe. Steffi Martin-Kilcher

S. J. De Laet, A. Van Doorselaer, P. Spitaels, H. Thoen, La nécropole gallo-romaine de Blicquy. Dissertationes Archaeologicae Gandenses, vol. 14. De Tempel, Brugge 1972. A. Texte: 174 pages, 22 figures. – B. Planches: 2 pages, 152 planches.

La nécropole gallo-romaine de Blicquy (province de Hainaut, Belgique) fut fouillée systématiquement par le Service des Fouilles du Séminaire d'Archéologie de l'Université de Gand entre 1960 et 1967. Tant par le nombre élevé des tombes retrouvées (un demi-millier environ) que par l'abondance et la richesse des mobiliers funéraires, ce cimetière compte parmi les plus importants connus jusqu'à présent en Gaule septentrionale. Les auteurs publient à présent non seulement le rapport détaillé de ces fouilles (aspect général de la nécropole, structure interne des tombes, vestiges de monuments funéraires, inventaire détaillé des mobiliers, stratigraphie horizontale, datation des tombes et chronologie générale), mais ils ont en outre étudié les rites funéraires où l'on rencontre des usages empruntés à la civilisation romaine à côté de survivances de coutumes indigènes remontant à l'époque pré-romaine. Cette étude apporte de cette façon bien des éléments nouveaux au problème de l'acculturation aux premiers siècles de notre ère et de la formation progressive de la civilisation gallo-romaine. Enfin, un important chapitre est consacré à l'étude systématique des divers éléments des mobiliers funéraires: céramique (diverses catégories de céramique de fabrication locale sont étudiées ici pour la première fois), verrerie, fibules (avec d'importantes données sur la chronologie de certaines catégories de fibules), objets de parure et de toilette, armes et outils. Le livre comporte en outre l'étude de quelques tombes d'époque mérovingienne (avec la collaboration de B. Bilo-Trenteseau) et des annexes consacrées aux monnaies (M. Thirion), aux ossements humains (P. Janssens) et aux restes d'animaux (A. Gautier). R.

Jochem Garbsch, Der Moosberg bei Murnau. Aus dem Nachlass von P. Reinecke, F. Wagner und N. Walke. Veröffentlichungen der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Rätien, Band 6. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1966. 121 S., 12 Textabb., 1 Farbkarte, 53 Tafeln, 3 Planbeilagen.

«Wie die Ausgrabungen auf dem Moosberg bei Murnau stand auch ihre Publikation unter keinem guten Stern. Weder den beiden Ausgräbern noch den folgenden Bearbeitern war es vergönnt, die Ergebnisse ihrer Bemühungen

zu veröffentlichen.» (Aus dem Vorwort.) So kommt es, dass als Verfasser zeichnen: für die Einleitung Paul Reinecke, für die Beschreibungen der Befestigung und des Innenraums J. Garbsch, für die Zusammenfassung J. Garbsch, für den Katalog der Kleinfunde J. Garbsch und N. Walke, wobei aber die Münzen von H.-J. Kellner und die Tierknochen von J. Boessneck bearbeitet wurden. Trotzdem hat es J. Garbsch verstanden, ein geschlossenes Ganzes vorzulegen.

In der Einleitung gibt P. Reinecke eine historisch-geographische Darstellung des Station Murnau Coveliacis und hält fest, dass die Untersuchungen durch den Abbau des Hartsteinmaterials des Moosbergs bedingt waren. – Anhand von Photographien und Skizzen sowie anhand eines nachträglich nach den Angaben und Aufzeichnungen der Ausgräber angefertigten Gesamtplanes 1:100 legt J. Garbsch anschliessend eine eindrückliche Beschreibung der Befestigung mit Zugang, Nordwestmauer, Nordwestturm, Nordmauer, Nordtor, Nordostmauer, Umfassungsmauer und Türmen im Steinbruchbereich, Ostmauer, Ostturm, Südostmauer, Südostturm, Südmauer, Südtor, Südwestmauer, Südwestturm, Westmauer und Graben vor der Südwestmauer vor. Ähnlich weiss der Bearbeiter den Innenraum darzustellen und darin besonders herauszustreichen: die Verbindungsstrasse, die Hauseinheiten I – sowie sonstige Pfostenlöcher, Gruben und Feuerstellen. – Auf den Seiten 56–74 legt J. Garbsch alsdann eine gründliche Zusammenfassung der Ausgrabungsergebnisse vor: «... Die ganze bisherige Darstellung hat mit einiger Deutlichkeit erkennen lassen, dass es sich bei der Anlage auf dem Moosberg nicht um eine militärische Befestigung als Truppengarnison handeln kann. Einerseits sind hierfür die Mauern zu schwach und fehlen sonst regelmässig bei derartigen Anlagen, anderseits sind die militärischen Kleinfunde gegenüber den zivilien zu sehr in der Minderheit. ... Eher vergleichbar sind ähnlich gelegene befestigte Höhensiedlungen aus spätrömischer Zeit ... wie ... auf dem Wittnauer Horn ...» Sehr wichtig sind für die Identifikation die Türme und Toranlagen: Es gibt da quadratische und halbrunde Türme und zwei Tore verschiedenen Typs, einen quadratischen Torturm im Norden und einen kräftigen Torbau mit vorgelegten Halbrundtürmen im Süden. – «Neben der Dichte der Bebauung fällt die grosse Einheitlichkeit im Grundriss ebenso auf wie die geplante Regelmässigkeit und Ökonomie der Anordnung ...».

Aus der Münzliste ergeben sich zwei Belegungszeiten: einerseits zwischen 259 und 280 und anderseits zwischen 330 und 383, was seitens des summarischen Überblicks über die Kleinfunde gestützt wird; denn auf dem Moosberg kamen sowohl Gebrauchsgegenstände des 3. wie des 4. Jh. zum Vorschein. – «... es scheint, dass im Rätien des 4. Jh., wenn man von den militärischen Plätzen und den in ihrem Schutzbereich Lebenden ebenso absieht wie von den festen Städten, auf dem Lande nur grössere befestigte Ansiedlungen, durch landwirtschaftliche wie gewerbliche Produktion autark und durch eine genügende Zahl wehrhafter Männer auch zur Selbstverteidigung bereit, auf längere Zeit lebensfähig waren. Ein gutes Beispiel für eine derartige Anlage ist die Siedlung auf dem Moosberg im Murnauer Moos.»

Diese Feststellung J. Garbschs dürfte wohl in unserem Studiengebiet mutatis mutandis zumindest für die Nordschweiz zutreffen, – was durch die mit wenigen Ausnahmen auf den vielen Tafeln – sei es in Photo, sei es in Zeichnung – sehr gut wiedergegebenen Einzelfunde noch unterstrichen wird.

Walter Drack

Hans-Jörg Kellner, Die Römer in Bayern. 219 S., 179 Tafeln, davon 15 farbig, zahlreiche Karten, Pläne, Rekonstruktionszeichnungen und Einzelobjekte in Strichmanier im Text. Süddeutscher Verlag, München 1971.

Die vorliegende Publikation ist gewissermassen einerseits eine Neufassung von Friedrich Wagners Buch «Die Römer in Bayern», erstmals 1924 und in der vierten und letzten Auflage 1927 erschienen, und anderseits eine Fortsetzung der von Otto Kunkel herausgegebenen und von W. Torbrügge und H. P. Uenze erarbeiteten Veröffentlichung «Bilder zur Vorgeschichte Bayerns» (1968).

Der Verfasser, Direktor der Prähistorischen Staatssammlung München, eröffnet sein neuestes Werk mit dem Kapitel «Das Voralpenland vor den Römern», das je eine knappe, jedoch eindrückliche Skizze von den Kelten und Manching, dem Hauptort der Vindeliker umfasst. Der Hauptteil, «Die Römer in Bayern», ist in folgende Kapitel gegliedert: Eroberung und Ausbau – Blütezeit – Die Alamannenstürme im 3. Jahrhundert – Spätzeit und Ende. Den Schluss des Buches bildet ein dem ersten, einleitenden Teil ungefähr gleichgestellter «Von den Römern zu den Baiern» mit den drei Kapiteln: Der heilige Severin – Zur Kontinuität – Einwanderung der Bajuwaren? Im Anhang sind zur Entlastung des Hauptteiles zusammengefasst: Literatur und Anmerkungen, – Verzeichnis der wichtigsten Ortsnamen, – Abbildungsnachweis.

Der Verfasser geht in jedem Abschnitt von den schriftlichen Nachrichten und urkundlich gesicherten Belegen aus, fügt diese in die grossen Zusammenhänge und zeigt, jeweils gleich anschliessend, den geschichtlichen Niederschlag in Bauresten und Kleinfunden auf. So breitet sich vor dem Leser eine wirkliche römische Kulturgeschichte Bayerns aus. Den Text begleiten Kärtchen, Pläne, Rekonstruktionen, Zeichnungen von Einzelobjekten in recht gleichmässiger Strichmanier sowie zahlreiche Schwarz-Weiss-Aufnahmen und Farbtafeln mit Kleinfunden, Bauresten, Modellen, Rekonstruktionen, kleinen und grossen Inschriftdokumenten, Luftaufnahmen von Landschaften usw. Text und Bild sind hier zu einer Einheit verwoben, wie sie ähnlich eindrücklich selten zum Ausdruck kommt. Die Einheit wird noch dadurch unterstrichen, dass die Abbildungsnummern als Marginalien gesetzt sind, was vor allem den Weg vom Bild zum Text sehr erleichtert.

Was den schweizerischen Leser etwas befremdet, sind die Vermerke auf der sehr übersichtlichen Karte des Limes an Rhein und Donau S. 176/177, wonach die Kastelle Vitudurum, Ad Fines, Tenedo und Stein am Rhein zur Zeit Valentinians I. nur anzunehmen sind. Dabei sind dort überall – im Gegensatz etwa zu Konstanz und Basel – deutliche Baureste auch über Terrain erhalten.

Walter Drack

Hans Lieb/Rudolf Wüthrich, Lexicon Topographicum der römischen und frühmittelalterlichen Schweiz, Band 1: Hans Lieb, Römische Zeit – Süd- und Ostschweiz. Rudolf Habelt Verlag, Bonn 1967. 255 S.

Il ne saurait être question ici de suivre, point par point, tout le raisonnement, les arguments, les conclusions et les découvertes que l'auteur a accumulés. On se bornera donc à présenter certains aspects de la méthode, les principaux apports à la connaissance de l'histoire de la Suisse antique, les problèmes qui restent à résoudre, enfin à donner au lecteur une idée de la richesse du contenu du volume.

L'auteur précise dans la préface qu'il limitera l'objet de ses recherches aux «Städte und Orte geschlossener Bau-

weise»; il élimine ainsi les «offene Siedlungen», les villas, les petites fortifications ainsi que les territoires des tribus alpines. Un tel principe de sélection reste un peu imprécis; l'auteur ne semble d'ailleurs pas l'avoir toujours observé, puisqu'il s'arrête parfois à des localités qui ne répondent pas strictement ou même pas du tout à la notion «Ort geschlossener Bauweise». Prenons par exemple *Campi Canini*, qui désignait un territoire, ou bien *Murus*, qui était probablement le nom d'une *mansio* (ou celui d'une sorte de fortification); il y a du reste des noms de lieu dont on ne saurait préciser quel habitat ils désignaient. On sera néanmoins très reconnaissant à M. Hans Lieb d'avoir étudié de manière si attentive les localités de ce type et d'avoir élucidé tant de questions encore en suspens. La reconnaissance lui est due également pour avoir étendue ses recherches sur quelques localités situées un peu en dehors des frontières actuelles de la Suisse, en Allemagne, Autriche et Italie.

Pour chacun des trente-six lieux présentés dans le livre, l'auteur donne une documentation complète; il énumère minutieusement toutes les variantes des noms, sans omettre les diverses graphies, et passe en revue les sources écrites ainsi que les résultats des fouilles. Il maîtrise souverainement la totalité des études relatives à son sujet et il les soumet à une critique aussi concise que pénétrante. Un apport substantiellement nouveau réside dans l'utilisation des sources médiévales. Certes, on avait parfois recours à elles, mais sporadiquement. Lieb nous présente un énorme matériel, systématiquement recueilli et classé, qui embrasse un millénaire. L'auteur établit ainsi les bases qui lui permettront de saisir la continuité de développement de plusieurs localités; pour le faire, il recourt à un raisonnement de type rétrospectif qui lui permet d'élucider plusieurs énigmes insolubles jusqu'ici.

L'exemple le plus brillant peut-être est celui de la localité de *Victumulae*, qu'on ne peut situer exactement sur la carte à l'aide des seules sources anciennes. Jusqu'ici, on savait seulement que *Victumulae* était située quelque part au nord-est de Turin. En combinant les informations fournies par les martyrologes du moyen âge et les données topographiques de l'Italie du Nord, Lieb établit que *Victumulae* était située à l'emplacement exact du bourg moderne de San Secondo (commune Salussola prov. Vercelli). A l'occasion, l'auteur aborde le problème de l'itinéraire d'Hannibal: en effet d'après certains récits des annalistes, celui-ci, ayant traversé les Alpes, aurait débouché sur *Victumulae*. Une analyse de deux groupes de la tradition annalistique relative au passage des Alpes conduit à la conclusion qu'il est complètement inutile de spéculer sur le col par lequel Hannibal aurait franchi les Alpes; la description de Tite-Live, notre source principale, est purement littéraire et dépourvue de données concrètes. Si pourtant *Victumulae* était effectivement la première localité en Transpadana atteinte par Hannibal après la traversée des Alpes, il en découlerait qu'Hannibal aurait emprunté la vallée de Dora Baltea et, par conséquent, le col du Petit Saint-Bernard.

Un autre cas où l'utilisation des sources médiévales aboutit à résoudre des problèmes topographiques complexes, est donné par le toponyme d'*Oxilla*. Après avoir énuméré les nombreuses formes attestées dans les documents, l'auteur abolit définitivement les mythes qui se sont formés, surtout celui qui identifiait Oxilla avec *Oskela* de Ptolemée et avec Domodossola d'aujourd'hui. *Oskela* en réalité était située loin à l'ouest, dans les Alpes Cottéennes. En plus, le nom *Oxilla* désignait en antiquité l'ensemble de la vallée d'Ossola et non une agglomération.

Les *Campi Canini*, dont parlent Sidoine Apollinaire et Grégoire de Tours (ainsi qu'Ammien, mais de façon énigmatique), ont pu être localisés, grâce aux documents du moyen âge, en un secteur de la vallée du Tessin, s'étendant de Polleggio jusqu'à Bellinzona et Giubiasco.

Intéressant est le rapprochement entre Irgenhausen et Kempten (sur le Pfäffikersee). Voici longtemps déjà, on avait émis l'hypothèse que Kempten attesterait l'existence d'un *Cambodunum*. Il a fallu attendre la démonstration de Lieb pour être assuré que le territoire de ce *Cambodunum* antique englobait bien le lieu où se dressait le *castellum* romain à Irgenhausen. Comme l'indiquent les documents du moyen âge, cette forteresse portait probablement aussi le nom de Cambodunum.

La totalité des problèmes posés par la topographie de la Suisse orientale dans l'Antiquité n'ont pu être résolus de façon aussi convaincante que les cas que nous venons de citer. Par exemple, *Duebon Crino* reste un toponyme énigmatique et son identification avec Tuggen SZ, proposée par l'auteur, suscite des reserves, en dépit de la masse de données que l'auteur a rassemblée. Cependant, même dans les cas où aucune solution sûre n'a pu être trouvée, les travaux de Lieb marquent toujours un important progrès de la recherche et s'avéreront d'une utilité considérable, ne serait-ce que parce qu'ils constitueront la base de toutes les études à venir.

Les informations dues à nos sources sont interprétées par Lieb dans une optique très large. Les données de la géographie historique suisse sont intégrées dans l'histoire du monde romain et du haut moyen âge. Ainsi, par exemple, pour résoudre le problème posé par la ville de *Theodoricopolis* (chez le Géographe de Ravenne), Lieb dresse toute une liste de villes en Europe qui, à l'époque mérovingienne et carolingienne, ont été rebaptisées pour un certain temps et ont revêtu des dénominations dont les composants étaient *-polis* et un nom dynastique. En s'aidant de la géographie et de la chronologie, Lieb élimine un certain nombre d'hypothèses: *Theodoricopolis* ne pourrait être une fondation que du roi des Ostrogoths ou – à la rigueur – du roi franc Theuderich II (595–613). Les données de la géographie historique rendent plausible la supposition que c'était *Curia* (Coire), important siège episcopal, qui aurait porté temporairement ce nom dynastique.

Dans les articles consacrés à *Curia* on trouvera de très importantes rectifications de la liste des évêques et une nouvelle chronologie des évêques les plus anciens. De même, les listes épiscopales de *Constantia* ont été revues en plusieurs points.

Voici donc quelques-unes des principales mises au point que nous devons à ce lexicon. Il est infiniment précieux d'avoir désormais à sa disposition un tableau géographique de la Suisse orientale et méridionale dans l'Antiquité; quel dommage que la *Tabula Imperii Romani* foglio L 32 (Milano), publication d'une large audience ait paru une année avant *Lexicon Topographicum* et n'ait pas pu diffuser ses importantes découvertes! L'utilisation du volume est facilitée par l'ordre alphabétique des matières et les renvois très précis (indiquant même la ligne). Le style du livre, extrêmement sobre et concis, le système adopté de trois genres de parenthèses rendent la lecture un peu difficile en apparence. Celui cependant qui fera un petit effort pour s'adapter à ce langage scientifique récoltera une belle récompense sous forme d'une authentique joie intellectuelle.

Tadeusz Zawadzki

Wolfgang Hübener, Absatzgebiete frühgeschichtlicher Töpfereien in der Zone nördlich der Alpen. Beiträge zur Keramik der Merowingerzeit. Antiquitas, Reihe 3, Band 6. Rudolf Habelt Verlag, Bonn 1969. Textband IX und 308 Seiten. Tafelband 240 Tafeln und 69 Karten.

W. Hübeners Werk über die merowingerzeitliche Keramik Süddeutschlands, des Elsass und der Nordschweiz liegt eine mehrjährige Sammelarbeit zugrunde, bei deren Abschluss im Jahre 1960 dem Verf. etwa 3100 grösstenteils aus Gräbern geborgene vollständige Gefässe zur Auswertung bereitstanden. Fast zweitausend, mehrheitlich unpublizierte Töpfe führt der Tafelband in Zeichnungen vor, beinahe ein «corpus vasorum Merovingicorum», das zum erstenmal einen umfassenden Überblick über die frühmittelalterliche Irdenware des Arbeitsgebietes gewährt. Den umfangreichen Keramikbestand «möglichst breit» vorzulegen und in Formengruppen zu gliedern, «deren statistische, typographische und chronologische Faktoren soweit festliegen, dass die unsicheren Bindungen jeweils gut erkennbar sind», nennt der Verf. in der Einleitung das eine Ziel seiner grossen Arbeit. «Das andere, eigentliche Ziel» sei es aber, «die Bedeutung der so gekennzeichneten Gruppen zu behandeln, weil nur da, wo der Vergleich möglich ist, mehr über die einzelnen Gruppen und ihre Bindungen ausgesagt werden kann» (S. 4). Hier wie bei manchen anderen Abschnitten wäre man dem Verf. für eine präzisere Formulierung dankbar gewesen.

Im «Archäologischen Teil» (S. 7–146) sind der Behandlung der Keramikgruppen drei Abschnitte über «Fundstoff und Quellenlage», «Keramik im Grabbrauch» und «Chronologische Grundlagen» vorangestellt. Neben guten Überlegungen steht manches, was sich nach der Meinung des Rez. nicht halten lassen wird, so etwa im Abschnitt über die Kombination und Funktion der Gefässe (S. 10f.). Was aber dem Verf. immer wieder den von ihm gewählten Weg verbaute, aus der Masse des gesammelten Fundstoffs wesentliche, neue Erkenntnisse zu ziehen, waren die ungenügenden chronologischen Vorstellungen. Der Verf. sagt selbst: «Für eine Arbeit, die wie die vorliegende sich zum Ziel setzt, Ausbreitung und Intensität einer bestimmten archäologischen Stoffgruppe zu verfolgen, bedarf es einer wohlfundierten Chronologie» (S. 12). Gerade in diesem Abschnitt (S. 12–35) bleibt aber Vieles unklar. Zu Recht schwebt dem Verf. eine differenziertere Einteilung der Grabfunde vor, als sie anhand der münzdatierten Gräber möglich ist. Er postuliert für Männer- und Frauengräber je acht Horizonte (Horizonte 1–8: Vogel-, Tier-, S-, Scheiben- und Bügelfibeln, Amethystperlen, Zierscheiben; Horizonte 9–16: Goldgriffspathen, Breitsaxe, Lanzenspitzen mit kurzlorbeerförmigem Blatt, Gürtelhaften, drei- und vielteilige Garnituren), die in seiner Arbeit, also nicht generell, als «relative Datierungsgrundlage» dienen sollen (S. 14ff.).

Welche Horizonte zeitlich einander parallelgehen, welche aufeinanderfolgen, und welchen «weiblichen» nun welche «männlichen» Horizonte zeitlich entsprechen, wird nicht deutlich herausgearbeitet. Dass schildförmige Gürtelhaften (Horizont 12) in der Mehrzahl vielleicht noch im Horizont der vielteiligen Riemengarnituren (Horizont 16) vorkommen sollen – die angeführten «Kleinbeschläge» in Gonzenheim Grab 1 sind eben keine Gürtelhaften sondern Beschläge einer vielteiligen Garnitur (S. 20) –, verrät die mangelnde Vertrautheit mit den nichtkeramischen Funden, ebenso etwa der Absatz über Fibelkombination und -chronologie (S. 22). Der Verf. gliedert die Horizonte 1–8 der Frauengräber lediglich in einen älteren (S. 21 dem ausgehenden 5. und dem ganzen 6. Jahrhundert zugewiesenen) und einen jüngeren Zeitabschnitt, wogegen bei den Männergräbern gesagt wird, «beim gegenwärtigen Forschungsstand» sähe es so aus, «als sei die Abfolge der Horizonte 9–16 gleichmässiger als die der Horizonte 1–8», und deshalb vage eine zeitliche Staffelung der Horizonte 9, 11–13, 14, 15–16 vermutet wird (S. 22f.).

Auch die methodischen Überlegungen und Kritiken, die anschliessend den weitgehend auf münzdatierte Gräber gegründeten Datierungssystemen J. Werners, K. Böhners und B. Schmidts gewidmet sind (S. 23–28), helfen dem Verf. nicht weiter. Sie zeigen recht deutlich seine Stärken und Schwächen: Auf der einen Seite stehen Versuche einer kritischen, möglichst an der Basis ansetzenden Analyse und das Infragestellen der bisherigen Forschungsmethoden und -ergebnisse, auf der anderen stehen Versuche, mit grundlegend neuen Ansätzen ein methodisch einwandfreieres Gebäude zu errichten. Für das vorliegende Werk wäre es aber von Vorteil gewesen, der Verf. hätte zur chronologischen Einstufung sich eines der bestehenden, aus- oder umbaufähigen Gebäude bedient und seine Mängel von Fall zu Fall zu mindern versucht. So kommt er schliesslich, in Anlehnung an J. Werners Schema, zu einer Datierung nach «etwa ein halbes Jahrhundert umfassenden Zeitspannen, die relativ auf archäologische Horizonte gegründet, aber an den münzdatierten Gräbern in etwa absolut orientiert sind» (S. 28), was mit den eigenen Datierungsvorschlägen der Horizonte (s. o.) nicht gerade harmoniert.

Leider liessen sich laut Verf. auch aus der Keramikvergesellschaftung (S. 29ff.) keine chronologischen Ergebnisse ableiten. Etwa 110 Gräber mit 2 und nur 20 Gräber mit 3–5 Gefässen repräsentieren in der Tat weniger als 10% der gesamten Keramikfundmasse; ihre Menge ist aber relativ gross, wenn man bedenkt, dass insgesamt nicht mehr als 15% der gesammelten Gefässe aus geschlossenen Grabfunden stammen (S. 12).

Erheblich weiter wäre W. Hübener gekommen, hätte er die Vergesellschaftung und Verteilung der Keramik an einzelnen Fundplätzen untersucht, so etwa, wenn er die Tongefässe der Nekropole Basel-Bernerring, deren Publikation der Rez. vorbereitet, nicht nur im Rahmen seiner Keramikgruppen besprochen, sondern auch auf dem bereits 1948 publizierten Plan des Gräberfeldes kartiert hätte (Abb. 1): Handgemachte Keramik, riefen- und rillenverzierte, gestempelte sowie mit Wellenbändern und Rechteckrollstempeln geschmückte Scheibenware sind im Friedhof so frappant voneinander geschieden, dass der Verf. in Kenntnis dieser Tatsache wohl schlagartig seine Untersuchungen auf neue, vielleicht ergiebigere Bahnen gelenkt hätte. Da am Bernerring die genannten Keramikgruppen sich chronologisch folgen, treffen der Satz: «Die grosse Masse der Keramikgruppen (ohne Ostgruppe) und damit auch die grosse Fundmasse muss vorerst als gleichzeitig betrachtet werden» (S. 35) und die Meinung, dass sich in der Zeit etwa von der Mitte des 6. bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts «bisher keine sicheren keramischen Horizonte gegeneinander herausheben lassen» (S. 35), zweifellos nicht zu. Man hätte auch die Keramik anderer Friedhöfe herausgreifen bzw. die mehrerer Orte miteinander vergleichen können; bezeichnenderweise fehlt ein Fundortregister – auf wieviele Fundorte verteilen sich denn die rund 3000 Gefässe? – mit einer Aufzählung der Gefässe pro Fundplatz. Der Verf. versucht der Keramikmasse nach folgendem Schema Herr

zu werden: Auf S. 37–55 wird die rauhwandige Ware, auf S. 55–117 die geglättete, reduzierend gebrannte Ware, auf S. 117–126 die handgemachte Ware in zahlreiche Gruppen aufgeteilt, bei der rauhwandigen und der handgemachten Keramik vornehmlich nach ihren Formen, bei der zahlenmässig grössten Abteilung, der geglätteten Drehscheibenware, nach ihrem Zierdekor. Aus etwa 100 Listen, die mindestens ebensoviele Gruppen beinhalten (S. 173–288), resultieren 65 Karten, auf denen die Verbreitung von 1–2 (in einem Fall 3) Keramikgruppen dargestellt ist. W. Hübener analysiert nun, insbesondere in der Zusammenfassung zur geglätteten Ware (S. 99–117), die unterschiedlichen Verbreitungsbilder und kommt teilweise zu interessanten Ergebnissen. Bei den mit Rechteckrollstempel verzierten Töpfen z. B. sind ein- und zweizeilige Zierzonen von den fundreichen Gebieten am nördlichen Ende des Oberrheins bis hin nach Basel und an die Donau verbreitet, drei- und mehrzeilige bleiben hingegen auf das nördliche Oberrheintal beschränkt. Der Verf. kann zeigen, dass die Zunahme der Zeilenzahl einer zeitlichen Abfolge entsprechen dürfte (S. 112). Ähnliches vermutet er auch bei den verschiedenen Gruppen der mit Riefen bzw. Wellenband geschmückten Ware, obwohl die Kartenbilder längst nicht so deutlich sind. Trotzdem schreibt er: «So lässt sich bei allen herangezogenen Knickwandgefässgruppen der reduzierend gebrannten, geglätteten Ware übereinstimmend erkennen, dass die relativ frühen Gruppen ohne Rücksicht auf ihre Zahl und ihren Verbreitungsschwerpunkt sichtbar den Neckar und die Schwäbische Alb bis an die Donau, diese bis zum Lech sowie das südliche Oberrheintal frequentieren und dass die jüngeren Gruppen derselben Ornamentkategorie langsam in stark überlagerter Staffelung in dieser Aktivität erlahmen – falls wir das dynamisch interpretieren dürfen – und nur sehr viel kleinere Räume einnehmen» (S. 113f.). Auch wenn die zunehmende Kleinräumigkeit der nicht mehr an grosse Wanderungen, sondern allerhöchstens an Landausbau innerhalb einer Talschaft denkenden Bauern des 7. Jahrhunderts den Leser anspricht und an ähnliche Erscheinungen im nichtkeramischen Fundstoff erinnert, muss doch betont werden, dass W. Hübener dies nur beim Kleinrechteckrolldekor und einigen Sondergruppen beweist und alles andere im Grunde danach einstuft. Dass die einzelnen Ornamentkategorien zeitlich nebeneinanderherlaufen, was vorerst hypothetisch erwogen, dann (S. 113f.) aber doch als feste Grundlage für weitere Schlüsse verwendet wird, widerlegt der Befund am Bernerring. Dass sie andernorts sich zeitlich stärker überlappen können oder zuweilen das eine Dekor auf Kosten des anderen dominiert, soll damit nicht ausgeschlossen werden.

Auch die Behandlung der handgemachten Ware (S. 117–126), insbesondere der acht Gruppen von Rippen- und Buckelgefässen, überzeugt nur teilweise. W. Hübeners Aufzählung der aus geschlossenen Funden stammenden Exemplare macht zwar deutlich, dass die überwiegende Mehrzahl dem 6. Jahrhundert angehört, dennoch lesen wir: «Alle Gruppen gehören, wie die datierenden Grabfunde zeigen, in das 6. und 7. Jahrhundert» (S. 122), eine vorsichtige, aber falsche Verallgemeinerung, die wohl dem Einfluss veralteter Datierungsvorschläge R. Roerens und anderer Forscher zuzuschreiben ist. Die Rippenware als alamannisch zu bezeichnen lehnt der Verf. zu Recht ab, warum sie aber, wie er meint, «kein ethnisches Kriterium» (S. 125) bilden soll, wird keineswegs stichhaltig begründet. Denn einfach einer Modeströmung zuliebe auf gute fränkische Drehscheibenware zu verzichten und brüchige, wenn

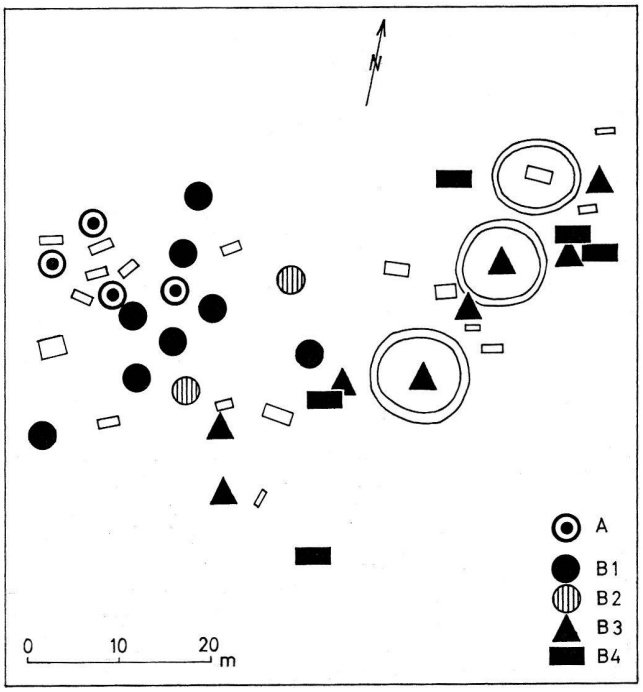

Abb. 1. Basel-Bernerring. Verteilung der Keramikgruppen: A handgemachte Ware; B Scheibenware: 1 mit Riefen- und Rillenzier, 2 mit Stempelmuster, 3 mit Wellenbandzier, 4 mit Rechteckrollstempelzier.

auch ansprechend verzierte Handware zu verwenden, stellte im frühen Mittelalter doch eine ungewöhnliche «Rückkehr zur Natur» dar. Der Friedhof von Basel-Bernerring (Abb. 1) lässt etwa ahnen, wie die süddeutsche Rippengefäss«mode» zustandekam.

Im «Historischen Teil» (S. 147–169) werden in den vier Kapiteln «Zur Frage der ethnischen Deutung», «Keramikhandel», «Vergleich zum 'Import'» sowie «Keramikverbreitung und Gaue» zahlreiche Probleme angeschnitten, die in dieser nur einigen wichtigen Teilergebnissen nachgehenden Rezension nicht kommentiert werden können. Ohne es hier im einzelnen belegen zu können, glaubt der Rez., dass die künftige Forschung bei manchen der von W. Hübener erneut oder erstmals angeschnittenen Probleme zu anderen Resultaten gelangen wird.

Sicher bieten weiträumige Untersuchungen wie die des Verf. – vom unschätzbaren Verdienst seiner grossen, wenig dankbaren Sammelarbeit ganz abgesehen – öfters alleine die Gewähr, Zusammenhänge zu erkennen. Ebensosehr tragen sie aber die Gefahr in sich, dass die primären «Bindungen» des Fundstoffs, seine Vergesellschaftung und Zusammensetzung am einzelnen Fundplatz oder innerhalb einer Fundlandschaft, zu wenig berücksichtigt werden.

Dem Rez. hat das Werk W. Hübeners bei der Bearbeitung der Bernerringer Keramik gute Dienste geleistet. Darum soll auch dankbar gesagt sein: Das Buch bietet in vielen Abschnitten, von denen einige hier nicht zur Sprache kamen, eine Fülle von Material und Problemen. Es macht einem bewusst, wie wenig Aufmerksamkeit den interessanten Tongefässen bislang selbst in grösseren Monographien frühmittelalterlicher Reihengräberfunde geschenkt wurde und dass sich der Verf. als erster an eine wirklich zusammenfassende Behandlung der merowingischen Keramik gewagt hat.

Im folgenden sind einige wichtigere Korrigenda und Zusätze angeführt, vorab solche, die schweizerisches Material betreffen: S. 15. 121. 137: Zu Worms-Bollwerk Grab 1 gehört nicht ein Paar Vogelfibeln, wie der Verf. J. Werner folgend angibt, sondern eine Almandinscheibenfibel, vgl. Rupp, Zelleneinlage 110, Anm. 451. – S. 25f.: K. Böhner sieht nicht «stillschweigend», sondern zu Recht die einfachen Zierscheiben der münzdatierten Frauengräber von Schretzheim (Grab 26), Herbrechtingen und Weinheim (Grab 18; dieses nach Renner, Zierscheiben 136 kein geschlossener, sondern ein aus drei Grabinventaren zusammengesetzter Fund) als «einen älteren Typ» an. Übrigens rechnet der Verf. selbst Scheiben «mit komplizierterem Ornament» (S. 112) offensichtlich zu den jüngeren Exemplaren! – S. 32. 278: Das zweite Gefäss in Basel-Bernerring Grab 25 trägt die Inv.-Nr. 1932.136. – S. 53. 194. 279 und Taf. 46, 1: Das abgebildete Gefäss aus dem Hist. Mus. Basel trägt die Inv.-Nr. 1906.838 (nicht 832) und wurde «1879 gegenüber von Kaiseraugst gefunden», stammt also nicht aus Kaiseraugst, sondern aus dem Gräberfeld von Herten (Kr. Lörrach). – S. 67: Das Gefäss aus Basel-Bernerring Grab 25 ist ein Knickwandtopf, keine Kanne. – S. 116: Es stimmt nicht, dass die in Belgien gefundenen Töpfe mit Zierrollstempel bisher nicht auf Stempelgleichheit untersucht wurden, vgl. D. Van Bastelaer, Les vases de formes purement franques et leur ornements à la roulette. Travaux du Congrès de la Fédération archéologique de Belgique, 6e session, Liège 1890 (1891) (insgesamt 61 Stempel auf 94 Gefässen, was sehr gut dem von W. Hübener festgestellten Verhältnis von «155 Mustern bei etwa 220 Gefässen» entspricht). Vgl. jetzt R. Brulet, Catalogue du matériel mérovingien conservé au Musée Archéologique de Charleroi. Répertoires archéol. Série B, 5 (Bruxelles 1970) 169ff. – S. 202. 278 und Taf. 64, 2. 3. 6; 231, 8. 12; 232, 3: Das auf Taf. 64, 2 abgebildete Gefäss stammt aus Grab 42, das auf Taf. 64, 3 abgebildete aus Grab 33 (Inv.-Nr. 1932.217), das der Taf. 64, 6 aus Grab 39 (Inv.-Nr. 1948.36) von Basel-Bernerring. – S. 203 und Taf. 67, 5: Der Knickwandtopf von Basel-Bernerring Grab 35 trägt zweizeilige, nicht einzeilige Rechteckrollstempelzier. – S. 241: Das in Liste 56 unter Hofheim genannte Gefäss stammt aus dem dortigen Grab 10; das vollständige Zitat lautet: Nassauische Heimatblätter 46, 1956 (= Bodenaltertümer in Nassau 6) 45 und Taf. 5. – S. 263 und Taf. 172, 6; 180, 8: Bülach liegt im Kt. Zürich, nicht im Kt. Bern. – S. 269: Das Gefäss aus Monsheim II, Grab 15/1905 ist publiziert in A. u. h. V. 5 (1911) 429 und Abb. 5, 1. – S. 273: Die in Liste 94 genannten Gefässe aus Worms und Mörstadt sind publiziert in A. u. h. V. 5 (1911) 429 und Abb. 5. – S. 275 und Taf. 195, 4. 5; 196, 2–4: Die in Liste 97 genannten Gefässe aus dem Mus. Wiesbaden sind ebenfalls in A. u. h. V. 5 (1911) 428f. und Abb. 4 veröffentlicht. Der bei W. Hübener auf Taf. 196, 4 wiedergegebene Topf stammt von Dauborn (Kr. Limburg). – Taf. 65, 6: Das Gefässbruchstück aus Basel-Bernerring Grab 23 gehört nicht zur geglätteten, sondern zur rauhwandigen Drehscheibenware und ist den auf Taf. 38, 1. 6; 46, 5 abgebildeten leicht gerieften Töpfen zur Seite zu stellen. – Taf. 146: Die Tafellegende ist unvollständig: die Gefässe Taf. 146, 1–13. 17 finden sich in den Listen S. 227f., 256 und 264f. – Taf. 227: Nebst der Nr. 4 fehlt das S. 238 genannte und in Taf. 130, 2 wiedergegebene zweite vollständige Gefäss des Grabes 7/1912 von Geispolsheim. Max Martin

D. HILFSWISSENSCHAFTEN
SCIENCES AUXILIAIRES – SCIENCE AUSILIAIEE

Anežka Merhautová, Raně středověká architektura v Čechách. (Frühmittelalterliche Architektur in Böhmen.) Československá Akademie Věd, Academia Praha 1971. 383 S., 162 Tafelabb., zahlreiche Grundrisse im Text. Tschechisch, deutsches Résumé.

Anežka Merhautová-Livorava hat in den letzten Jahren mehrfach über romanische Architektur in der Tschechoslowakei gearbeitet. 1967 veröffentliche sie in der Festschrift Schubert (1963) eine Arbeit über «Das ehemalige Kloster der Prämonstratenserinnen in Doxan. Seine baugeschichtliche Entwicklung und Bedeutung in der böhmischen Architektur des 12. Jahrhunderts», 1966 erschienen eine Studie über die Georgsbasilika auf der Prager Burg und ein «Beitrag zum Katalog der frühmittelalterlichen Architektur in Böhmen» (Umeni 14). 1970 folgte die Arbeit über «Einfache mitteleuropäische Rundkirchen. Ihr Ursprung, Zweck und ihre Bedeutung.» Nun legt sie 1971 ein zusammenfassendes Werk über die sakrale Architektur Böhmens in romanischer Zeit vor, das gute Grundrisse (mit Massstrecke, die meisten Grundrisse ohne Nordpfeil, keine Schnitte und Aufrisszeichnungen) vermittelt, einen knappen Katalogtext mit Angabe der historischen Daten und der Literatur, aber auch 162 Schwarzweiss-Abbildungen und eine kunsthistorische Überschau (kurze deutsche Zusammenfassung, ausführlicher in Historica 1971). – Auffallend gross ist im Bestand der romanischen Sakralbauten Böhmens die Zahl der altertümlich anmutenden Rundbauten, die meist als Palastkirchen dienten. Die Form gilt in Böhmen als Relikt des kirchlich (Cyrill und Methodios) nach Byzanz orientierten Grossmährischen Reiches; ihre Ursprünge sind im Osten der Balkanhalbinsel zu suchen. Bei den späteren Bauten des 12. Jh. überwiegen dagegen die nach Westen – bis ins Elsass und ins Rheinland verweisenden Züge. Das Land war aber im 12. Jahrhundert auch gegen Italien hin offen (Doxan). Doppelturmfassaden sind im Böhmen des 12. Jh. verbreitet – in Kondrac mit zylindrischen Aufsätzen wie beim Gallusturm von Schänis; Westemporen und eine oft reiche Aussengliederung bei den jüngeren Bauten, massige Hausteinmauern mit eher engen Lichtöffnungen, steile, schlanke Proportionen des Aussenbaues, meist präzise und sorgfältige Steinbearbeitung und Sinn für klare Grundformen (auch in der Kapitellplastik und an den Ornamentstäben der Portale), sind Charakteristika, die aus dem gut zusammengestellten Bildmaterial zu ersehen sind. Das mit Registern und einem ausführlichen Literaturverzeichnis versehene Buch erweckt beim aufmerksamen Durchblättern, – selbst wenn man der Sprache nicht mächtig ist – den Eindruck eines sorgfältig gearbeiteten Standardwerkes. H. R. Sennhauser

Jindřich Štelcl und Jaroslav Malina, Anwendung der Petrographie in der Archäologie. Separatband der Folia Facultatis Scientiarum Naturalium Universitatis Purkynianae Brunensis, Tomus XI Geologia 20, Opus 5. Universita J. E. Purkyně v, Brně 1970. 111 S. mit 8 Tab., 10 Figuren, 43 Tafeln.

In der Tschechoslowakei hat sich seit 1960 eine integrierte petrographisch-archäologische Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Vor- und Frühgeschichte und dem Institut für Mineralogie und Petrographie der J. E. Purkyně Uni-

versität Brünn entfaltet (= Petroarchäologie als interdisziplinäres Fachgebiet). Einleitend vermitteln die Autoren eine Übersicht der petrographisch-mineralogischen Forschung in der Archäologie, wobei eine Vielzahl von Literaturhinweisen für die Periode 1863 bis heute gegeben wird. Im anschliessenden Hauptteil werden die Probleme der petroarchäologischen Forschung behandelt. Die Anwendung petrographischer Methoden wird anschliessend an Beispielen aus Mähren erläutert: Herkunft und Häufigkeit des in der jungpaläolithischen Spaltindustrie verwendeten Steinmaterials. Eine eingehende Behandlung erfahren neolithische Funde von Bylany, Kyjovice, Plaveč, Stará Břeclav (gespaltenes oder geschliffenes Material) sowie das Steinbaumaterial grossmährischer Burgwälle. Übersichtskarten, instruktive Tabellen, zahlreiche Phototafeln veranschaulichen die Morphologie und den inneren Aufbau (Dünnschliffbilder) der untersuchten Steinbeile und weiterer Artefakte. Von Interesse sind ferner Bilder zu Arbeitsexperimenten mit Steinbeilen. Das Buch vermittelt wertvolle Informationen sowohl für Archäologen wie auch für Petrographen. Th. Hügi

Matolcsi János (Herausgeber), Domestikationsforschung und Geschichte der Haustiere. Internationales Symposion in Budapest 1971. Akadémiai Kiadó, Budapest 1973. 402 S., 120 Abb. und Tabellen.

Fachleute für Domestikation der Haustiere und archäozoologische Erforschung ihrer Geschichte trafen sich 1971 zu einer internationalen Tagung. Von den insgesamt 44 gehaltenen Vorträgen sind im vorliegenden Band 41 in erweiterter Form publiziert. Das Tagungsergebnis wird in sechs thematischen Hauptgruppen vorgelegt: In der 1. Gruppe sind alle Vorträge über biologische und historische Fragen der Domestikation und über die Abstammung, Ort und Zeit der einzelnen Haustierrassen aufgenommen. Die 2. Gruppe enthält Vorträge über Untersuchungen der Auswirkungen der Domestikation, der anatomischen, morphologischen und physiologischen Veränderungen bei den Tieren. In die 3. Gruppe kamen wirtschaftsgeschichtliche, über den Themenkreis der Zoologie hinausgehende Darstellungen über den Nahrungsmittelerwerb und die Wirtschaftsform der Menschen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Die 4. Gruppe umfasst Arbeiten über die Zusammensetzung der Haustierfauna und über die Beziehungen zwischen Viehzucht und Jagd als Nahrungsmittelerwerb. Die 5. Gruppe enthält Mitteilungen und Angaben zur Geschichte einzelner Haustierarten und -rassen, die ein Bild von der Entwicklung in einer oder mehreren bestimmten Epochen innerhalb eines geographisch abgrenzbaren Gebietes oder von der biologischen und historischen Bedeutung der in neuester Zeit noch anzutreffenden uralten Haustiere geben. In der 6. Gruppe sind jene Vorträge zusammengefasst, die sich mit der Weiterentwicklung und einheitlichen Anwendung der archäozoologischen Methoden beschäftigen. R.

Alfred Mutz, Die Kunst des Metalldrehens bei den Römern. Interpretationen antiker Arbeitsverfahren auf Grund von Werkspuren. Birkhäuser Verlag, Basel und Stuttgart 1971. 180 S., 528 Textabb.

Nach Dutzenden von kleineren Aufsätzen zur Technikgeschichte, insbesondere zur römischen Technikgeschichte, handelt der Verfasser im vorliegenden Band das Hauptthema seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit der römischen Metalltechnik ab. Er erbringt den unumstösslichen Beweis dafür, dass die Römer nicht nur die Metalldrehtechnik kannten, sondern auch über eine hochpräzise, modernen Ansprüchen genügende Drehbank verfügten und bietet gleichzeitig eine Fülle von technischen und technikgeschichtlichen Aspekten und Beobachtungen am römischen Fundgut aus Metall, vorab aus Bronze, unterstützt von einem grossartigen und umfangreichen Bildmaterial.

Der Verfasser ist weder Archäologe noch Kunsthistoriker, sondern er kommt von der technisch-handwerklichen Seite her. Deshalb ist sein Blick für das Technische nicht «getrübt» durch den stilistisch-typologischen Betrachtungszwang, der in klassisch-archäologischen Fachkreisen oft nicht nur die Oberhand hat, sondern eine technische Betrachtungsweise oft gar als unnötig oder fast ungehörig ausschliesst oder unterdrückt. Gerade im Vorwort zitiert Mutz ein Beispiel, in welchem über die Bodenform einer römischen Bronzekasserolle "meditiert" wird, wobei unbeschwert von jeder technischen Kenntnis kunsthistorisch-stilistische Aussagen gemacht werden, die durch die Klärung des rein technischen Entstehungsprozesses des Objektes völlig in sich zusammenbrechen müssen.

In heilsamer Weise wendet sich das Buch vorab an den Archäologen und bietet ihm aufs einleuchtendste eine ganze technisch-handwerkliche Einführung, die die Voraussetzung zum Verständnis nicht nur der folgenden Ausführungen und Interpretationen, sondern auch manch anderer technikgeschichtlicher und grundlegend handwerklicher Erkenntnisse in der römischen Archäologie und Gerätekunde bietet.

Das Werk ist gegliedert in sieben Hauptabschnitte (I. Metall und Metallbearbeitung; II. Die Drehtechnik; III. Antike Literaturhinweise zur Drehtechnik; IV. Technologische Beobachtungen an antiken Funden als Beweis für ihre Herstellung auf der Drehbank; V. Moderne Auswertungen und Deutungen; VI Weitere Herstellungstechniken), von denen der letzte (VII. Katalog) mehr als zwei Drittel des Umfanges des ganzen Werkes einnimmt.

Der erste Hauptabschnitt führt kurz und klar in metallurgische Grundbegriffe und Grundlagen ein. Der zweite stellt die Drehtechnik und ihre Geschichte dar. Im dritten Hauptabschnitt werden Vitruv, Plinius und Oreibasios sowie Literatur über das antike Drehen zitiert. Als «Herzstück» dürften wohl die Abschnitte IV und V bezeichnet werden, in welchen einerseits die exakten Beobachtungen und Messverfahren an den gedrehten römischen Metallgefässen im Detail dargestellt werden (was den Verfasser sogar zur brauchbaren Rekonstruktion einer Präzisionsdrehbank aus Holz führte, die ebenfalls vorgeführt wird), andrerseits die gewonnenen Erkenntnisse mit Hilfe modernster Mess- und Prüfverfahren erhärtet werden.

Was nicht nur den modernen Techniker, sondern auch den Archäologen frappiert, sind die Ergebnisse der Oberflächen- und der Rundheitsprüfung. Es zeigte sich dabei, dass die Genauigkeit oder Flachheit und Ebenmässigkeit der Oberfläche von römischen Gefässen noch grösser ist als diejenige eines auf den modernsten Maschinen gedrehten Werkstückes in der heutigen Metallindustrie. Die sogenannte «Rauhtiefe», d. h. die Schwankungen in der Fläche, betragen bloss 3 bis 4,5 Tausendstelmillimeter, und die Rundheit des Standringes einer römischen Bronzeschale ergibt Abweichungen von nur maximal 9 Hundertstelmillimetern! Hinzu kommt als weiteres erstaunliches, aber auf Grund unbestechlicher Messungen und eindeutiger Beobachtungen und Berechnungen entstandenes Ergebnis die Errechnung der Schnittkraft resp. der Antriebskraft, die

nötig war, um z. B. die grossen Platten des Silberschatzes von Kaiseraugst mit einem Durchmesser von über 60 cm zu überdrehen. Aus dem Radius der Platte, der Schnittbreite und -tiefe (gemessen an den auf dem Original hinterlassenen Werkzeugspuren) und nach Einrechnung der unumgänglichen Energieverluste ergibt sich, dass der römische Dreher, bzw. seine Drehbank über eine Antriebskraft von 1 PS verfügen können musste.

Spezielle Aufmerksamkeit widmet der Verfasser auch dem Beweis, dass die römische Drehbank nicht alternierend (wie also z. B. ein Drill- oder Feuerbohrer mit Fiedelbogenantrieb), sondern kontinuierlich angetrieben war, was anhand von eingedrehten Gewinden und den sogenannten «Rattermarken» eindeutig nachweisbar wird.

Hauptabschnitt VI bringt als Ergänzung zur Drehtechnik die Darstellung weiterer römischer Techniken (Drücken, Treiben, Verbinden), die insbesondere bei der Herstellung von Metallgefässen, die mit den gedrehten sehr eng verwandt sind, zur Anwendung kamen.

Der Hauptteil VII mit der bescheidenen Überschrift «Katalog» bringt zur Erhärtung und minutiösen Darstellung der beschriebenen Beobachtungen eine schier unerschöpfliche Fülle von Abbildungen, wobei von jedem Objekt mehrere Ansichten und vor allem Details gezeigt werden.

Die Unterteilung des Kataloges geschah primär nach Gefässtypen (Kasserollen, Platten, Teller, Schalen, Becher Flaschen, Krüge, Spiegel, Glocken; ferner «Spezialitäten» wie Gewinde, Lampen, Statuettenbasen, Tintenfässchen, Bettfüsse u.a.m., die alle durch Drehen gefertigt worden waren), sekundär nach Ländern bzw. Museen. Auch dem technisch uninteressierten Archäologen (den es eigentlich gar nicht geben dürfte) bietet dieser Abbildungs- und Katalogteil eine bisher in der Literatur nicht vorhandene Übersicht über römische Metallgefässe aus den Ländern Belgien, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Italien, Niederlande, Österreich und Schweiz, in welchen der Verfasser in mehrjähriger Arbeit über 40 Museen systematisch aufgesucht hat, wobei er nahezu 400 Objekte eigenhändig untersuchte und vermass; rund die Hälfte davon wird im Buche in Hunderten von Abbildungen dargestellt und kommentiert, wobei fast jedem Objekt auch eine Profilzeichnung beigegeben ist. Die übersichtliche Gliederung der Kapitel und die sachliche Einteilung des Kataloges machen das Buch mit einem Verzeichnis der Herkunftsorte der dargestellten Objekte auch zu einem sehr brauchbaren Nachschlagwerk.

Ich stehe nicht an, das Buch als epochemachend zu bezeichnen: Hier wird ein archäologisches Thema mit einem neuen unbestechlichen Blick nüchtern und ohne stilistisch-kunsthistorisches Brimborium abgehandelt. Auf vielen anderen Gebieten der Archäologie und Kunsthistorie täten ähnliche Studien not, die ebenso wie die vorliegende manchen typologischen und künstlerisch-kritischen sowie rein stilistisch argumentierenden Traktaten und Exkursen den im Grunde fehlenden Boden entzöge und sie auf die Ebene der Realität, der klaren Grundlagen, der Technikgeschichte zurückführten.

Das Buch gehört in die Hand jedes angehenden (und etablierten) Frühgeschichtlers und klassischen Archäologen als Pflichtlektüre in Seminarien. Darüberhinaus vermittelt es auch dem interessierten Laien eine Fülle von Anregungen.

Jürg Ewald